



Plan ohne Studis

Am 20. April veröffentlichte Bürgermeister Eckart Würzner seinen Entwurf für den neuen Haushaltsplan. 2023 und 2024 fallen in Heidelberg über 1,6 Milliarden laufende Kosten an. Laut dem neuen Plan sollen weitere 195 Millionen Euro investiert werden. Im Fokus des Plans steht eine schnellere Verwaltung mit größerem Handlungsspielraum, die durch die Schaffung von mehr Verwaltungsstellen gewährleistet werden soll.

Für Studierende ist nicht viel dabei. Weder die von Würzner im Wahlkampf versprochenen zusätzlichen Freizeit- und Feierrmöglichkeiten noch eine substanzielle Ausweitung der Radwege sind Teil des Doppelhaushalts. Auch Klimaschutzmaßnahmen erhalten vergleichsweise wenig Beachtung.

Bisher handelt es sich bei dem Plan um einen Entwurf, absolut sind die Beschlüsse also noch nicht und Veränderungen sind abzuwarten. Die offizielle Verabschiedung des finalen Haushaltsplans ist für Juli vorgesehen. (mvk, lef)



Nicht nur Treppen sind für viele ein Hindernis. Wie kann die Uni Barrieren abbauen?

Auf Seite 4

HOCHSCHULE



Mai 1945, Deutschland kapituliert. Eine Chronik der letzten Kriegstage in Heidelberg

Auf Seite 9

HEIDELBERG



Noch wach? Benjamin von Stuckrad-Barre stellt im Karlstorbahnhof sein neues Buch vor

Auf Seite 13

FEUILLETON



Akademische Ausbeutung und die Angst vor der Arbeitslosigkeit

auf Seite 3

Foto: Till Gonser

Viel Lärm um Heico

Das neue Campus-Management-System hat ein paar Kinderkrankheiten. Doch das URZ weist die Verantwortung für die Probleme von sich

Seit dem 1. Dezember 2022 läuft die Migration aller Studierendendaten zum neuen Programm Heico. Langfristig soll die Plattform neun verschiedene Portale ersetzen und Bewerbungsprozesse, das Abrufen der eigenen Daten und Bescheinigungen vereinfachen. Bisher sind jedoch vermehrt Probleme aufgetreten. Studierende konnten zum Beispiel ihre Immatrikulationsbescheinigung etwa für Masterbewerbungen nicht abrufen.

Miriam Tegelaers, Servicebereichsleiterin der Smart Campus Solutions und Gregor Austermann, Heico-Teilprojektleiter für den Bereich Studium und Gebühren, sehen eher organisatorische als technische Gründe für die Schwierigkeiten.

Inhaltliche und rechtliche Unstimmigkeiten an den Dokumenten seien durch die Umsiedlung zu Heico erst jetzt aufgefallen. „Ein Teil der vorbereiteten Bescheide musste also nochmal geprüft und genehmigt werden, bevor er zur Verfügung gestellt werden konnte“, so Tegelaers.

Im Regelfall konnte auf das LSF zurückgegriffen und dort die benötigte Datei eingesehen werden. Einzelne Studierende hatten größere Komplikationen, konnten wegen der

fehlenden Studienbescheinigung zum Beispiel erst verspätet einen Bafög-Antrag stellen.

Solche Fälle habe es aber auch unabhängig von Heico schon gegeben, sagt Austermann. Ähnliches

Studierende konnten ihre Immatrikulationsbescheinigung nicht abrufen

gilt für Probleme mit Bewerbungskampagnen für Masterstudiengänge und verspätete Zulassungen von Studienortswechslern:innen.

Die Umstellung aller universitären Bereiche auf das neue System erfordert Mitarbeiter:innenschulungen und Einarbeitungszeit. „Man kann zwar auch im Vorhinein schon Mitarbeiter der verschiedenen Bereiche in Grundzügen ausbilden, aber am Ende des Tages werden die individuellen Herausforderungen erst klar, wenn man mit dem Programm tatsächlich arbeitet“, meint Tegelaers.

Technisch sei alles nach bestem Wissen konfiguriert worden, aber was man hätte besser machen können, sei die Kommunikation mit den einzelnen Fächern. Das ginge

man aber bereits an und sei deutlich intensiver mit den Fakultäten im Gespräch als zuvor. Einige Gerüchte über die Umstellung auf Heico, die in der Studierendenschaft an Popularität gewinnen, weisen Tegelaers und Austermann entschieden zurück.

Sorge gilt zum Beispiel der Migration noch offener Module, die auf Heico angeblich nicht mehr weiter bearbeitet oder sogar gar nicht angerechnet werden können. Bei Bedarf, so Tegelaers, sei es auch möglich, alle Daten manuell mitzunehmen.

Verschwinden wird also nichts. Austermann betont auch das Mitspracherecht der einzelnen Fächer

„Technisch wurde alles nach bestem Wissen konfiguriert“

und Dozent:innen dort, wo es um die Bepunktung von Leistungen geht. Die Befürchtung, dass Noten nach Fristverlängerungen für Hausarbeiten nicht mehr eingetragen werden können, räumt er aus.

Tatsächlich mussten in der Vergangenheit während der aktiven

Datenmigration die dafür relevanten Plattformen eingefroren werden. Für diese Zeit waren dann keine Bearbeitungen oder Zugriffe möglich. Derartige Fälle passieren allerdings nur durch die Mitarbeiter:innen des URZ geplant und bleibe temporär. Es bestehe kein Zusammenhang mit den später endgültigen Zugriffs- und Bearbeitungsmöglichkeiten.

Die Universität habe laut Tegelaers zudem aus Sicherheitsgründen keine andere Wahl, als sich auf ein neues System umzustellen. Es wäre zwar genauso möglich, statt Heico eine andere Plattform zu nutzen, das würde den allumfassenden Migrationsprozess aber wohl nicht vereinfachen. Entgegen weiterer Gerüchte wird Heico also auch nicht wieder abgeschaltet.

Austermann verspricht für die Zukunft weitere Verbesserungen und meint: „Die alten Systeme liefen 15 Jahre lang. Wir hatten also auch 15 Jahre Zeit, sie genau auf die Bedürfnisse der Uni anzupassen. Das müssen wir mit Heico noch machen, aber 15 Jahre wird es nicht dauern. Es gibt keinen Grund, zurückzugehen.“

Hinweise auf aktuell noch inkorrekte Daten nimmt das Heico-Team gern entgegen. (crd)

Welcher Ort in Heidelberg bist du?

von Mona Gnan

Glosse

Menschen stecken sich selbst und andere gerne in Schubladen. Das ist maximal problematisch – und trotzdem tun wir es immer wieder. Wir versuchen unser Sein zu analysieren, zu ergründen, zu erklären. Früher waren es die Psychotests in der Bravo, dann die Charaktertests auf BuzzFeed (Welche Brotsorte bist du?!) und heute sind es Filter, die sich irgendwelche Influencer:innen auf TikTok vor die Stirn klatschen. Wir lieben es zu erfahren, welchen Seriencharakteren wir am meisten ähneln und was unser mentales Alter ist. Wir haben selbst keine Ahnung, wer wir sind. Und die Labels, die wir uns geben, sind Trostpflaster, mit denen wir uns zukleistern – manchmal ernster gemeint, manchmal weniger. Doch meistens in der Hoffnung,

dass sie uns zusammenhalten. Aber was, wenn das Internet ausfällt, und wir das Onlineorakel gerade nicht befragen können, welcher Wochentag wir sind? Die Antwort: Entweder-Oder-Fragen. Die kleinen Geschwisterchen der Psychotests. Im Folgenden eine Auswahl, die euch vielleicht sogar inspiriert: Für einen Fragebogen beim nächsten WG-Casting, für das nächste Date oder für Erstis, die auf Freundschaftssuche sind.

1. Nudelkochzeit timen oder nicht?
2. Nach Rezept kochen oder nicht?
3. Benennt ihr eure Word-Dokumente systematisch?
4. Eigene Playlists oder vorgefertigte Playlists hören?
5. Essen auf dem Teller durchmischen oder nacheinander essen?

6. Seiten in Büchern mit Lesezeichen oder mit Eselsohr markieren – oder merkt ihr euch die Seite?
7. Den Papierrand vom Colleagueblock abribbeln?
8. Lieber Fragen stellen oder gestellt bekommen?
9. Bücherregal sortieren oder nicht?
10. Spülmaschine systematisch einräumen oder so lassen, wie es sich ergeben hat?

Führt diese Liste fort, wie ihr wollt (wenn ihr wollt). Nutzt sie als Eisbrecher, um auf der nächsten Party ein Gespräch zu eröffnen. Philosophiert darüber. Aber bleibt nicht in eurer Schublade – auch, wenn sie vielleicht eure temporäre Komfortzone ist. Das ist Quatsch. So wie Psychotests. Und Entweder-Oder-Fragen.

ruprecht fragt

Linda ist 54 Jahre alt und studiert Philosophie und Theologie an der Universität Heidelberg. Sie ist die Älteste im Hörsaal, hat neben ihrem Studium einen Job und leistet Care-Arbeit. Damit fällt sie zwischen ihren jüngeren Kommiliton:innen erst einmal aus der Reihe. Wie sie ihr Studium wahrnimmt, ob mit dem Alter wirklich die Weisheit kommt und was unsere Generationen verbindet, erzählt sie *ruprecht*-Redakteurin Carla Scheiff in unserem neuen Frageformat.

Linda antwortet

Wer bist du, Linda?

Ich bin Linda Scheuermann, Jahrgang 1969 und falle deshalb in manchen Veranstaltungen meines Studiums ein bisschen aus dem Rahmen. Ich studiere Philosophie und Christentum und Kultur – ein Studiengang der Theologischen Fakultät.

Ich habe erst kurz vor meinem 50. Geburtstag das Abitur am Abendgymnasium gemacht. Da eines meiner Kinder eine Behinderung hat, war ich immer viel in Care-Arbeit eingebunden. Nebenbei hatte ich eine Teilzeitstelle, die dann aber endete. Von der Arbeitsvermittlung wurde ich als schwer vermittelbar eingestuft. Keinen Beruf zu haben, auf den ich zurückfallen könnte, wenn die Kinder einmal ausziehen, wollte ich nicht riskieren. Also fragte ich mich, was ich im Leben noch machen will.

Wieso fiel deine Entscheidung auf ein philosophisches Studium?

Am Abendgymnasium war Philosophie eines meiner Lieblingsfächer. Mein Abitur lief so gut, weshalb ich mich an der Uni einschrieb. Ich entschied mich für ein Studium, das nicht zwingend auf ein bestimmtes Berufsbild zuführt. Ich wollte etwas studieren, mit dem nicht nur ich etwas machen kann, sondern das auch etwas mit mir macht.

Glaubst du, du nimmst das Studium anders wahr als deine jüngeren Kommiliton:innen?

Ich kann immer nur feststellen: Das Studium ist eine Form der Selbsterfahrung. Man lernt sich selbst kennen! Ich habe mich schon als junger Mensch bei Abgaben unter Druck gesetzt. Jetzt müsste ich mich über die Dauer oder die Ergebnisse meines Studiums vor niemandem mehr rechtfertigen. An dem Druck hat sich aber nichts verändert.

Es ist schon eine Herausforderung, Familie, Care-Arbeit und mein Studium unter einen Hut zu bringen. Weder mein Ehemann noch mein Freundeskreis bewegen sich im Studienalltag oder im wissenschaftlichen Betrieb. Die Freizeitgestaltung gestaltet sich da oft schwierig. Wenn meine verschiedenen Lebensbereiche sich gegenseitig einzuschränken drohen, halte ich mir vor Augen, welches Privileg es ist, studieren zu können.

Wie ist es, die Älteste im Hörsaal zu sein?

Natürlich ist es ein Kriterium, das mich erst einmal absondert. Je größer eine Veranstaltung ist, desto mehr vereinzelt es mich auch. Ich werde nicht komisch angeguckt, aber ich kann mir vorstellen, dass die Hürde größer ist, mit mir ins Gespräch zu treten. Auch für mich ist es eine Überwindung und ich muss immer einen extra Schritt gehen, um Kontakte zu knüpfen. Als eher schüchtern Mensch ist das für mich gar nicht so einfach. In Seminaren kommt man schon eher miteinander ins Gespräch. Da spielt das Alter dann ganz schnell keine Rolle mehr, weil man merkt, dass die Inhalte uns verbinden. Das finde ich toll. Generell ist der Austausch mit Jüngeren total gewinnbringend und wichtig für mich.

Es heißt, mit dem Alter kommt die Weisheit. Glaubst du, gegenüber deinen Kommiliton:innen einen Vorteil zu haben?

Das empfinde ich überhaupt nicht so! Ich glaube tatsächlich, mir bei manchen Dingen mehr Stress zu machen, da mir oft die gewisse Unbedarftheit fehlt, die man als jüngere Studierende vielleicht noch hat. Auf keinen Fall fühle ich mich deshalb weiser. Ich glaube, wir sind alle Anfänger in dem, was wir gerade tun. Und dann gibt es immer die Brains, zu denen sowieso alle aufschauen. [lacht]

Welche Ambition treibt dich in deinem Studium an?

Vor allem ist es eine intrinsische Motivation. Zwar würde ich gerne berufstätig bleiben und fände es auch schön, die Inhalte meines Studiums dort zukünftig einbringen zu können, aber ich habe noch keine konkrete Vorstellung.

Entweder es wird sich etwas Berufliches daraus entwickeln oder mein Studium bleibt etwas, das ich privat weiterverfolge. Ich könnte mir zum Beispiel einen philosophischen Gesprächskreis vorstellen. Mir war immer wichtig, etwas zu studieren, das man mit anderen teilen kann. Und ich wollte etwas studieren, das mich über das Rentenalter hinaus im Kopf beschäftigt.



Die 54-jährige Studentin Linda Scheuermann.

Wieso ist dir der Austausch mit der jüngeren Generation so wichtig?

Mir ist es wichtig, Kontakt zur Erfahrungswelt jüngerer Leute zu haben, auch wenn wir uns darüber natürlich immer nur vereinzelt austauschen. Ich merke, dass auch ich Interesse bei den jüngeren Kommiliton:innen wecke.

Ich habe die Erfahrung gemacht: Wir denken über dieselben Themen nach – sei es der Umgang mit dem Klimawandel, der Krieg in Europa und unserer Verantwortung als Menschen. Das alles sind generationenübergreifende Fragen. Deshalb ist der Austausch sehr bereichernd.

Gibt es auch Unterschiede, die unsere Generationen ausmachen und Dinge, über die du vielleicht sogar den Kopf schüttelst?

Natürlich haben wir oft unterschiedliche Ansätze, auf das Leben zu schauen oder Entscheidungen zu treffen.

Ich merke immer wieder, dass das Thema der „Work-Life-Balance“ bei euch jüngeren Menschen anders verankert ist als in meiner Generation. Wir haben gelernt und von uns selbst erwartet, dass wir uns für einen Arbeitsgeber ausbeuten. Ich finde es sehr gut, dass ihr Jüngeren es häufig anders auf dem Schirm habt, nach einer Vereinbarkeit unterschiedlicher Lebensbereiche zu suchen.

Auf der anderen Seite glaube ich, dass das eine Freiheit ist, die auch zu Druck führen kann. Ich denke, dass ihr öfter unter Druck steht, beweisen zu müssen, im Ausland gewesen zu sein und viele Erfahrungen gesammelt zu haben. Das birgt die Gefahr, immer darauf zu achten, wie man nach außen wirkt und zu vergessen, dass jeder Mensch per se schon etwas Besonderes ist.

Welchen Ratschlag würdest du also uns jüngeren Studierenden mit auf den Weg geben?

Am Anfang meines Studiums hat mir eine Freundin einen Satz gesagt, den ich mir immer wieder ins Gedächtnis rufe. „Stell dir immer wieder die Frage: Womit willst du am Ende dieses Studiums rausgehen? Wo willst du weitergekommen sein und was möchtest du für dich persönlich erreicht haben?“

Richte deine Inhalte und dein Streben an diesen Fragen aus, statt daran, welche Noten du für welche Abgabe erhältst.“ Ich habe dann festgestellt, dass sich das gar nicht gegenseitig ausschließt – im Gegenteil. In erster Linie geht es aber darum, was einen im Innersten anspricht und dass man das nicht aus dem Auge verliert.

Womit sollten sich die Menschen generell mehr beschäftigen und worüber sollte mehr gesprochen werden?

Ich finde es ganz wichtig, dass über Dinge gesprochen wird. Wir dürfen nicht zu bequem werden, über etwas nachzudenken, auch wenn es uns im ersten Moment stört. Themen wie der Klimawandel oder die Genderdebatte, sollten uns unterbrechen dürfen. Das bedeutet nicht, dass wir alle gleich zu demselben Ergebnis kommen müssen, aber wir sollten die Diskussion aushalten können und sie als Bereicherung sehen. Wir müssen nach Lösungen suchen, aber die Suche an sich ist bereits wichtig.

Das Interview führte Carla Scheiff.

Info

Ein neues Semester – ein neues Format

Interessante Gesprächspartner:innen gibt es in Heidelberg viele – unmöglich, sie alle in ein Gespräch zu verwickeln! Auf Seite 2 präsentiert der *ruprecht* jede Ausgabe Interviews mit außergewöhnlichen Studierenden und Heidelberger:innen mit interessanten Geschichten.

Dir brennt eine Frage auf der Zunge? Folge dem *ruprecht* auf Instagram und stelle unseren Gesprächspartner:innen zukünftig die Frage aus der Leserschaft. Du kennst eine spannende Person aus Heidelberg, deren Geschichte du gerne kennenlernen würdest? Melde dich gerne bei der Redaktion. Wer nicht fragt, bleibt dumm!



Wir denken über dieselben Themen nach

Ausgepresst wie eine Zitrone

Wer in die Wissenschaft will, muss leiden. Doktorand:innen und Postdocs werden häufig mit zu kurzen Befristungen angestellt, die sie unter enormen Druck setzen. Grund dafür ist ein Gesetz, an dem die Ampel sich die Zähne ausbeißt

Bachelor, Master, Promotion, Habilitation. Es hängt ein elitärer Hauch an diesen Worten. Dabei ist die Situation von Nachwuchswissenschaftler:innen vor allem Eines: prekär. Kaum Freizeit, kaum Gehalt, kaum Rechte. Viele können sich von ihrem Lohn gerade mal die Monatsmiete leisten. Und ständig tickt die Uhr, denn Promovierende und Postdocs sind befristet angestellt, und das teilweise in Intervallen von zwei Monaten.

Bei normalen Arbeitgeber:innen wäre das nicht legal, doch die Universitäten haben ein Werkzeug dafür, das Wissenschaftszeitvertragsgesetz (WissZeitVG). Es erlaubt befristete Verträge für insgesamt sechs Jahre vor und sechs Jahre nach der Promotion. Doch in der Praxis haben Doktorand:innen eine durchschnittliche Vertragslaufzeit von unter zwei Jahren – viel zu kurz für die allermeisten Studiengänge.

In der Soziologie dauert eine Promotion meist vier bis fünf Jahre. Dennoch bekommt man als Doktorand:in keine vierjährige Befristung. Die Dauer und der Umfang der Stellen steigen und fallen mit der Finanzierung. „Ich habe auf einer Hiwistelle angefangen, weil gerade nichts anderes da war“, erzählt Lukas Pfäffle, Postdoc am Max-Weber-Institut für Soziologie.

Das Budget am Lehrstuhl ist knapp bemessen. Doch durch kurze Befristungen können die Finanzen mit dem Personal ausgeglichen werden. „Teilzeitverträge sind keine Ausnahme, sondern die Regel. Trotzdem arbeitet man Vollzeit. Bei der Forschung ist nicht einfach Feierabend, besonders wenn ich in drei Jahren fertig werden soll.“ Das System wälze die Unsicherheiten des Wissenschaftsbetriebs auf die Doktoranden ab, sagt Pfäffle. „Wenn mal eine Finanzierung nicht klappt, dann ist das zwar auch für den Professor blöd, aber seine Stelle hängt nicht daran.“

Die durchschnittliche Vertragslaufzeit von Promovierenden liegt laut dem Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs aus dem Jahr 2021 bei 22 Monaten. Eine Promotion dauert deutlich länger. Die Befristungen, die sich der Bund durch das WissZeitVG geschaffen hat, wird er nun nicht mehr los.

Schon 2016 sollte eine Änderung des WissZeitVG diesen Umstand verbessern. Doch es hat sich kaum etwas geändert, immer noch befinden sich zu viele junge Wissenschaftler:innen in extrem kurz befristeten Verträgen. 2021 führte ein Rechtfertigungsversuch des WissZeitVG zu einer Protestwelle auf Twitter, die #ichbinHanna-Bewegung war geboren. Mit der Ampel-Koalition soll sich nun etwas ändern. Im Frühling vergangenen Jahres hat das Bundesministerium für Bildung und Forschung einen Beteiligungsprozess zur Novellierung des Gesetzes begonnen. Im März legte es eine erste Skizze des Gesetzes vor. Der Plan: In der Postdoc-Phase sollten Befristungen nur noch bis zu drei Jahren möglich sein. Doch Hochschulen und Nachwuchswissenschaftler:innen lehnten die Idee einvernehmlich ab: Eine Verkürzung um drei Jahre ginge in die völlig falsche Richtung.

„Der Vorschlag wurde direkt wieder zurück in die Montagehalle geholt“, erzählt Theresia Bauer, Landtagsabgeordnete in Baden-Württemberg und ehemalige Landesministerin für Wissenschaft und Forschung. „Ich habe mich über diesen Rückruf sehr gefreut. Das war ein Versuch, es allen recht zu machen. Stattdessen hat es keinem geholfen.“

In der heiklen Phase nach der Promotion müsse die Politik zwei Dinge unter einen Hut bringen: das Bedürfnis nach einer sicheren Anstellung und die Möglichkeit, aus der Wissenschaft auszusteigen. „Es promovieren viel mehr Menschen, als danach im Wissenschaftssystem verbleiben können. Das ist gesamtgesellschaftlich sinnvoll, aber individuell sehr brisant“, erklärt Bauer.

Doch schon vor Abschluss der Promotion stößt man im Wissenschaftsbetrieb auf Gegenwind. So ging es auch Mareike Schmidt*. Sie kam 2019 nach Heidelberg, um am DKFZ zu

Wagner, Bundestagsabgeordnete der SPD, ist das Sonderbefristungsrecht in der Wissenschaft vor allem für die Promotionsphase nachvollziehbar. Dort sei eine Befristung über zwei Jahre hinaus nötig, um die grundlegende Qualifizierung für die Wissenschaft abzuschließen.

In der Postdoc-Phase müsse das Sonderbefristungsrecht kritischer betrachtet werden, da der Nachweis über die Eignung für die Wissenschaft mit der abgeschlossenen Promotion eigentlich vorgelegt wurde. Die SPD-Bundestagsfraktion strebt

und objektiven Befristungszusagen in Aussicht hat. Die Anschlusszusage wäre genau das: ein Licht am Ende des Tunnels, statt im Leeren zu stochern.

Am Ende lief es bei der Ampel aber auch hier auf einen Kompromiss hinaus: Statt der geforderten zwei plus zwei Jahre Befristung einigte man sich auf drei Jahre. Dass der Vorschlag abgelehnt wurde, könnte auch an fehlender Kommunikation der Ursprungsidee liegen. Vor allem aber löst die Novelle viele Probleme nicht, wie auch Bauer anmerkt. „Das Wichtige ist, mehr Stellen zu schaffen. Doch diese heiße Kartoffel wird einfach an die Länder weitergereicht: Schöpft doch ausreichend Stellen, dann habt ihr das Problem

neriert junge Gruppenleiter, die keine Führungsqualitäten haben. Sie können gut publizieren, aber keine Menschen managen.“ Der hohe Druck im Wissenschaftssystem fordere auch mentalen Tribut. „Den meisten Doktoranden geht es psychisch nicht gut. Ich kenne Kollegen, die sich aus Angst vor Nachteilen am Arbeitsmarkt keine Hilfe holen“, erzählt Schmidt.

Lange Arbeitszeiten und wenig Anerkennung nagen am Selbstbewusstsein. Die Quote psychischer Erkrankungen unter Promovierenden ist deutlich höher als in der Gesamtbevölkerung.

Ein strengeres Arbeitsrecht könnte zwar helfen, meint Schmidt, „andererseits steht im Arbeitsschutzgesetz schon, dass man zwischen zwei Arbeitstagen mindestens elf Stunden Pause machen muss. Das war bei mir absolut nicht gegeben. Und ich bin nicht die Einzige, in der Biologie ist das ganz schlimm.“

Der Weg in die Wissenschaft, da sind sich alle vier einig, ist kein leichter. „Woanders wird man bessere Arbeitsbedingungen haben und mehr Geld verdienen. Für den Dokortitel lohnt sich das nicht“, meint Pfäffle. Wagner betont: „Man muss wissen, dass man sich auf einen hohen Konkurrenzdruck einlässt.“ Auf hundert Bewerbungen kommen gerade einmal vier Professuren.

Mareike Schmidt hat sich entschieden: Sie wird nach ihrer Doktorarbeit nicht in der Wissenschaft bleiben. „Ich bin nicht bereit, mein Privatleben aufzugeben, nur um eventuell mal eine unbefristete Stelle zu bekommen. Ich gehe lieber in eine Branche, wo ich gut bezahlt und gut behandelt werde. Ich will, dass meine Arbeit wertgeschätzt wird.“

„Den meisten Doktoranden geht es psychisch nicht gut.“

„Ich habe jede Woche 60 bis 80 Stunden gearbeitet.“

promovieren. „Die ersten Monate habe ich super viel gearbeitet. Ich musste für meine Experimente jeden Tag ins Labor und habe jede Woche 60 bis 80 Stunden bei der Arbeit verbracht. Ich hatte gar keine soziale Gruppe, nur die Arbeit. Das war wirklich anstrengend.“

Auch bei ihr kam der ständige Befristungsdruck hinzu. „Mein erster Arbeitsvertrag war auf drei Jahre befristet bei einer Bezahlung von 65 Prozent des tariflichen Lohns. In meinem Institut braucht man aber durchschnittlich drei Jahre und elf Monate für eine Doktorarbeit.“

Schmidts Vertrag wurde nach Ablauf der drei Jahre zwar verlängert, doch nur auf ein halbes Jahr und schließlich auf weitere zwei Monate. Schmidt muss sich vermutlich nach der Abgabe ihrer Doktorarbeit in der Arbeitslosigkeit auf die Verteidigung vorbereiten.

Warum braucht die Wissenschaft überhaupt ein derart enges Befristungssystem? Laut Carolin

stattdessen an, dass nach der Promotion eine Orientierungsphase folgen soll, befristet auf zwei Jahre. In dieser Zeit könnten Teilpublikationen abgeschlossen und eine Stelle als Postdoc gesucht werden, auf der dann die zweite Qualifizierungsarbeit erfolgt. Diese Postdoc-Stelle sei mit einer Entfristungszusage verknüpft: Erreichen die Angestellten die abgesprochenen Ziele innerhalb der Befristung, werden sie anschließend entfristet. „Uns ist wichtig, dass diejenigen, die den langen Weg der zweiten Qualifizierung gehen und etwa eine Habilitation erstellen und abschließen, dann auch die Sicherheit haben, nach Zielerreichung entfristet zu werden.“

Die von der SPD vorgeschlagene Regelung mit „Anschlusszusage“ bildet ein Stück weit die Realität des Wissenschaftsbetriebs ab: Nur, wer wirklich gut ist, erhält am Ende eine befristete Stelle. Der entscheidende Punkt ist, dass man als Postdoc bisher keine verbindlichen

nicht. Das ist weder wissenschaftsadäquat noch realistisch.“

Auch Pfäffle sieht in der kürzeren Befristung noch keine Lösung. „Die Idee, schneller aus der Befristung zu kommen, ist an sich gut. Aber es gibt keine Stellen für diese Leute. Der Flaschenhals setzt einfach früher an.“ Eine kürzere Postdoc-Phase führe dazu, dass neben Publikationen kaum Zeit für Lehre oder komplexere Forschungsfragen bleibe. Dass die Befristung im Postdoc zu einer schnelleren Qualifizierung führe, kann er nur zum Teil nachvollziehen. „So eine existenzielle und starre Frist wie das Ende des Arbeitsvertrags ist aber nicht der richtige Weg.“ Es sei eher Aufgabe der Betreuenden, Fristen zu setzen.

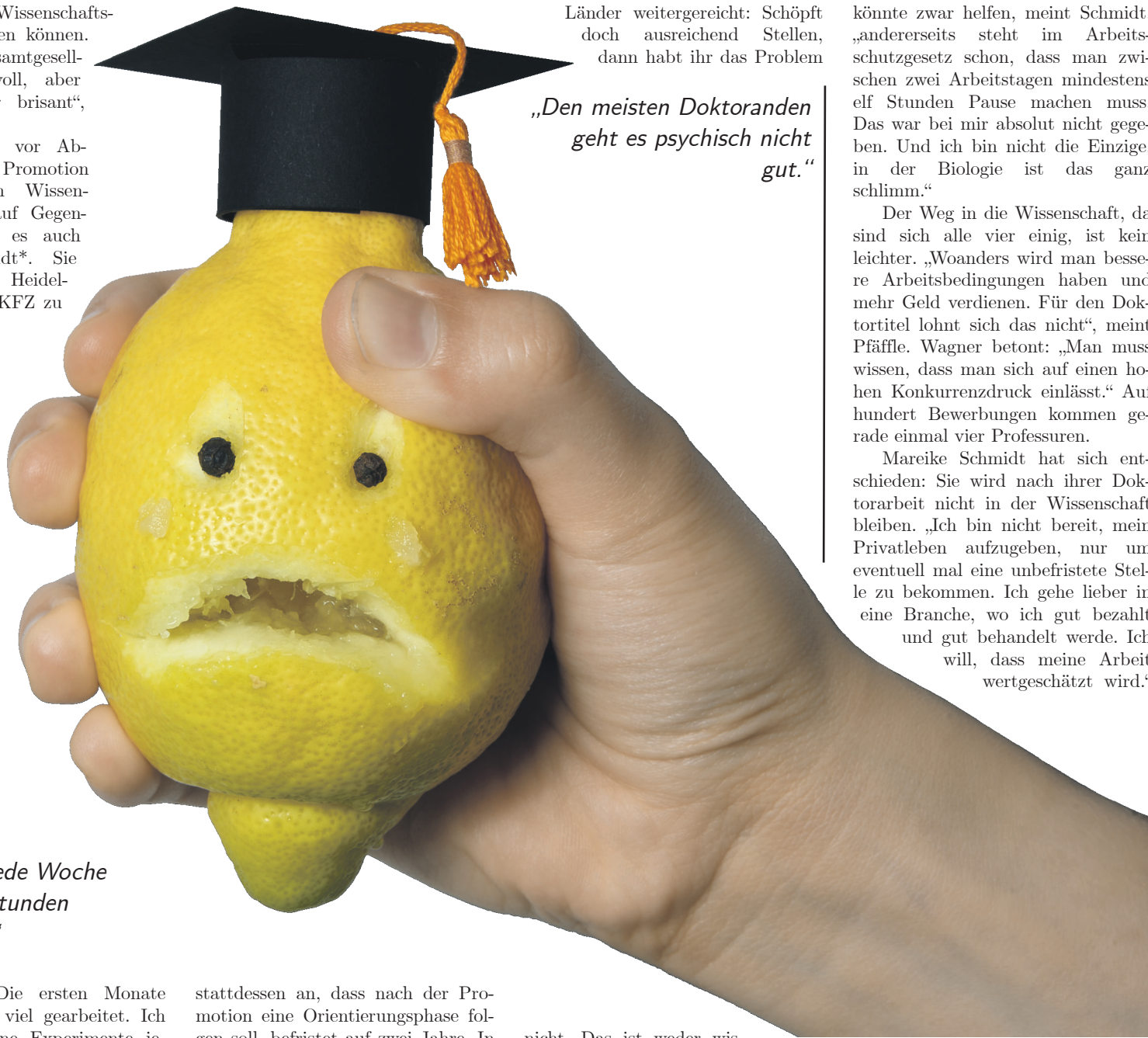
Schmidt hält die aktuellen Regelungen nicht für zukunftsfähig. „Das System ge-

Foto: Till Gonser

Klar ist: Es muss sich etwas ändern. Bauer sieht die wichtigsten Stellschrauben bei der Schaffung unbefristeter Stellen und der Verlängerung von Vertragslaufzeiten. Doch dazu müsste sich im System viel ändern, merkt Pfäffle an. „Das System ist von oben nach unten organisiert. Und unten, da sitzen die Doktoranden. Sie müssen all die Widersprüche und Unsicherheiten aushalten.“

* Name von der Redaktion geändert

Lena Hilf (23) wird sich eine Doktorarbeit in der Physik zweimal überlegen



Volle Teilhabe an der Uni?

Tutorium in Latein und du kommst nicht rein. Aber nicht, weil es keine Plätze mehr gibt, sondern weil die Tür zu klein für den Rollstuhl ist

Am 5. Mai, dem Europäischen Protesttag zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen, stand zum 31. Mal deutschlandweit das Thema Barrierefreiheit im Zentrum. Auch am Bismarckplatz in Heidelberg wurde durch Mitmachaktionen und eine Demonstration auf das Thema aufmerksam gemacht.

Der Tag beerinnere und mahne an die Rechte behinderter Menschen, da es nach wie vor sehr vielen aufgrund ihrer Behinderung nicht möglich sei, am öffentlichen Leben teilzunehmen – so die Behindertenbeauftragte des Rhein-Neckar-Kreises Silke Ssymank. Es stehe nach wie vor die Beeinträchtigung und nicht der Mensch im Vordergrund. Das verhindere eine gleichberechtigte Teilhabe.

Auch das Aktionsbündnis Inklusion rief an diesem Tag zu einer Kundgebung unter dem Motto „Zukunft barrierefrei gestalten!“ auf. Auf ihren Plakaten stand etwa der Satz „Behindert ist kein Begriff für scheißbe. Die Forderungen des Bündnisses: Barrierefreiheit in Bus und Bahn, ein barrierefreies queeres Zentrum und das Zusammendenken von Barrierefreiheit und Denkmalschutz, statt diese auf dem rauen Heidelberger Kopfsteinpflaster gegeneinander auszuspielen.“

Doch woran scheitert die Barrierefreiheit in Heidelberg bislang? Czeslaus Mandalka sitzt im Beirat von Menschen mit Behinderungen im Ausschuss Stadtentwicklung und Bau. In der Altstadt liege das Scheitern oft am Denkmalschutz.



Barrieren sind nicht immer offensichtlich – außer für Betroffene.

Bild: emb

Auch hier kommt das historische Kopfsteinpflaster nochmals zur Sprache – „das ist Hölle“, sagt er.

Martina Laurenz vom Verein zur beruflichen Integration und Qualifizierung e.V. arbeitet seit 2011 an Projekten zum barrierefreien Bauen – so auch am gemeinsamen Projekt „Heidelberg hürdenlos“. Dies ist eine barrierefreie Online-Datenbank, in der bereits 1400 Orte in Heidelberg aufgenommen sind. Hier werden Informationen über die Zugänglichkeit von öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen für Menschen mit Behinderung aufbereitet. Besonders in der Altstadt gebe es viele sogenannte „Bestandsgebäude“, die einen be-

sonderen Schutz genießen – sie müssen nicht barrierefrei umgebaut werden, es sei denn, man nimmt große Veränderungen vor. Auch Unigebäude sind im Online-Stadtführer dabei – aber man durfte bis jetzt bei weitem nicht alle aufnehmen. Beim Uniklinikum beispielsweise musste Laurenz für diese Erlaubnis erst vor ein Komitee.

In der Kategorie „Universität und Hochschule“ sind hier 32 Einträge zu finden. Für Rollstuhlfahrende und Gehbehinderte sind davon 19 teilweise barrierefrei, und nur ein einziges ist für diese Personen vollständig barrierefrei. 17 der Gebäude enthalten Informationen für gehörlose und hörbehinderte

Menschen, und immerhin 31 sind mit Informationen für sehbehinderte und blinde Menschen ausgestattet. Ironischerweise schneidet das Universitätsbauamt Heidelberg selbst am schlechtesten ab. Es ist nicht im Geringsten barrierefrei.

Für Studierende mindestens ebenso wichtig wie barrierefreie Hörsäle dürfte die Barrierefreiheit im öffentlichen Nahverkehr sein. Diese hätte letztes Jahr umgesetzt sein sollen, berichtet Christina Reiß, „aber wenn Sie sich hier umschauen, sind wir ja noch ein Stück weg davon“, erklärt die kommunale Behindertenbeauftragte der Stadt Heidelberg. In ihrem Arbeitsalltag kommt Reiß sehr sporadisch mit Studierenden in Kontakt. Sie habe das Gefühl, dass Stadtgesellschaft und Universität oft zwei Paralleluniversen seien und viele Studis sich erstmal nicht viel mit der Stadt beschäftigen. Im Uni-Kontext sei schließlich auch durch das Team Inklusives Studieren bereits eine besondere Anlaufstelle geschaffen.

Christina Reiß glaubt jedoch, viele wüssten nicht, dass es auch Stellen wie den Beirat gibt. Auch Studierende könnten sich dort engagieren.

Was kann nun also jeder Einzelne tun, um zur Barrierefreiheit beizutragen? Reiß bemängelt, dass es zu wenig Begegnungsmöglichkeiten zwischen Menschen mit und ohne Behinderung gibt – das ändere sich glücklicherweise. „Das Wichtigste ist einfach, dass man ein offenes Herz hat.“

Von Emily Burkhart



Gedenken an Marie-Luise Jung

Die Biochemie-Doktorandin Janin Schokolowski ist mit dem erstmals vergebenen Marie-Luise-Jung-Preis ausgezeichnet worden. Der mit 1500 Euro dotierte Preis wurde am 17. April 2023 in der Alten Aula der Ruprecht-Karls-Universität verliehen. Er erinnert an die Biologiestudentin, die im Januar 2022 bei einer Amoktat im Hörsaal erschossen wurde. Die Universität initiierte den Preis in Absprache mit der Familie der Studentin, der Verfassten Studierendenschaft und dem Doktorandenkonvent. Der Preis wird jährlich über einen Zeitraum von zunächst 20 Jahren gestiftet.

(dar)

Studentenkarzer öffnet wieder

Das historische Studierendengefängnis in der Alten Universität wurde nach mehrmonatigen Restaurierungsarbeiten am 6. April wiedereröffnet. Das Projekt kostete insgesamt 2,1 Millionen Euro und wurde zum Teil von der Bundesregierung gefördert. Bis auf Weiteres laufen die Sanierungsarbeiten weiter. Das kleine Kabuff in der Augustinerstraße wurde seit dem frühen 19. Jahrhundert als Strafmaßnahme für Studenten genutzt, die etwa durch Trunkenheit oder Ruhestörung auffielen. Der Studentenkarzer zählt aufgrund seiner Wandmalereien heute zu den beliebtesten Sehenswürdigkeiten Heidelbergs.

(nle)

Zum Kotzen

Viele Studis prügeln sich den Lernstoff ins Kurzzeitgedächtnis, um ihn dann wieder zu vergessen – muss das sein?

Der Ausdruck „Bulimie-Lernen“ ist wohl jeder und jedem ein Begriff. Kennt man es nicht aus der Uni, so kann man sich bestimmt noch gut an eine Situation aus der Schulzeit erinnern, in der man den Abend vor einer Klausur damit verbracht hat, hektisch den Stoff auswendig zu lernen.

Mit etwas Glück und Koffein kann bulimisches Lernen zum Bestehen der Klausur führen. Nachhaltig ist es aber nicht. Wer sich das Wissen über einen kurzen Zeitraum hinweg meist panisch aneignet, der weiß Wochen danach nicht mehr viel von dem Gelernten. Wenn „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“ dem Bulimie-Lernen zum Opfer fällt, ist das nicht so tragisch. Im Studium aber hat man es schwer, wenn plötzlich essenzielles Wissen fehlt.

Trotz wissenschaftlicher Erkenntnisse über die Effektivität der verschiedenen Lern- und Lehrmethoden sind Prüfungsformate, die das Bulimie-Lernen begünstigen, immer noch aktuell. Das ist jedoch auch abhängig von den jeweiligen Studiengängen.

Während die Geisteswissenschaftler:innen im Sommersemester in einem Café ihre Hausarbeit

schreiben, sitzen die Naturwissenschaftler:innen in der unterkühlten Universitätsbibliothek und lernen für ihre Klausuren – gemeinsam mit den Jurist:innen, natürlich.

In den Sozialwissenschaften verhält es sich ähnlich – dort gibt es zwar auch Seminare und Hausarbeiten, die Klausur als Prüfungsformat erfreut sich doch auch hier großer Beliebtheit. Das bedeutet aber nicht, dass man Prüfungen, in denen die reine Wissensvermittlung im Vordergrund steht, im Voraus verteuflern sollte. Es kann auch wichtig und notwendig sein, sich faktenbasiertes Wissen anzueignen, um beispielsweise die Theorie eines Papers nachvollziehen zu können – oder eine OP am offenen Herzen durchzuführen.

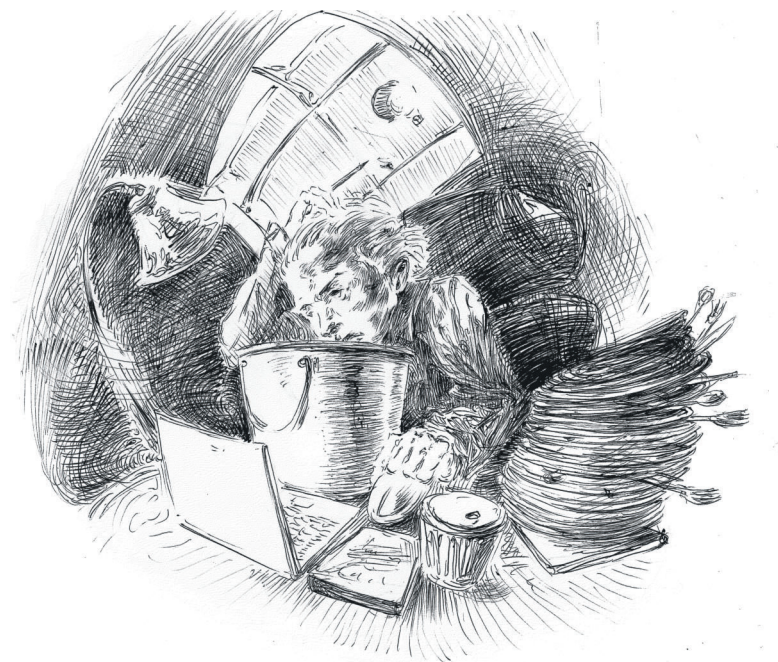
Aber wieso lernen wir so unterschiedlich in den jeweiligen Studiengängen? Birgit Spinath, Leiterin der Pädagogischen Psychologie an der Universität Heidelberg, sagt hierzu: „Man muss die einzelnen Studiengänge auch in ihrer Gesamtheit betrachten. Während beispielsweise in einem Medizinstudium gerade am Anfang die Wissensvermittlung im Fokus steht, kann man gegen Ende des Studiums einen höheren Praxisanteil beobachten.“ Zudem orientie-

re sich die Wahl der Prüfungsformate auch immer an dem Schwerpunkt des Studiums, so Spinath.

Dennoch gebe es für Dozierende einige Möglichkeiten, die traditionellen Prüfungen nachhaltiger zu gestalten, sagt Spinath: „Zunächst ist es wichtig, die Bandbreite an Prüfungsformaten zu nutzen und sich nicht nur auf ein einziges Format zu konzentrieren. So können verschiedene Fähigkeiten der Studierenden geprüft werden.“

Schon im Hörsaal können Lehrende also beeinflussen, wie nachhaltig sie ihren Kurs und damit das Lehrangebot gestalten wollen. Spinath selbst setzt in ihren Vorlesungen auf Methoden, die kontinuierliches Wissen fördern. Hierzu gehört beispielsweise die Möglichkeit von Selbsttests oder Essayaufgaben mit individuellem Feedback über das gesamte Semester hinweg. Doch findet man Bemühungen, hochschuldidaktische Erkenntnisse in die Vorlesung einfließen zu lassen auch in anderen Studiengängen?

„In der Medizin wird zum Teil von den Lehrenden der Erwerb eines hochschuldidaktischen Zertifikats wie dem des Landes Baden-Württemberg erwartet. Dar-



Lange Nächte, kurzer Lerneffekt.

Bild: jkh

über hinaus gibt es auch Angebote der Universität, die darauf abzielen, hochschuldidaktische Fähigkeiten an Lehrende zu vermitteln“, erklärt Spinath.

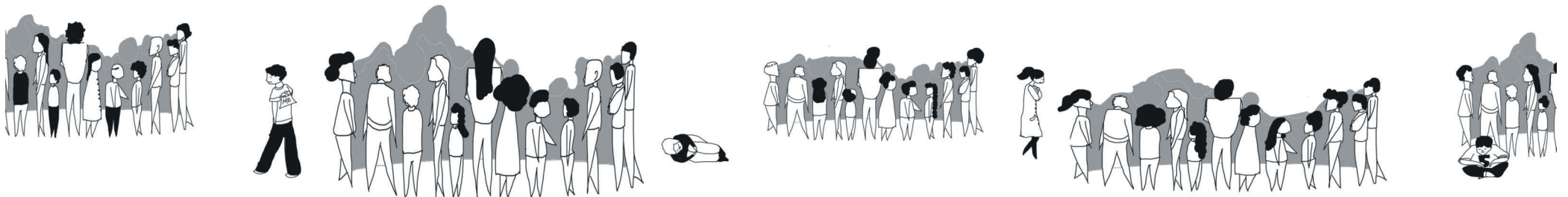
Die gute Nachricht: Bulimie-Lernen ist kein unveränderlicher Zustand Die eher schlechte: Wie viel Anstrengungen das eigene Insti-

tut in die nachhaltige Lehre steckt, können wir nur teilweise beeinflussen. Letztendlich sollte man sich aber auch an die eigene Nase fassen: Wie nachhaltig man lernt, hängt natürlich auch von der eigenen Motivation ab.

Von Chantal Graßelt

Alle gegen eine:n

Schikane, Anfeindung, Ausgrenzung:
Die Universität versucht, Betroffenen von Mobbing zu helfen.
Häufig sind ihr dabei die Hände gebunden



Grafik: koe

In einem Bericht der Gleichstellungsbeauftragten der Uni Heidelberg aus dem Jahr 2021 gaben 22 Prozent der Studierenden und Beschäftigten an, bereits selber Mobbing an der Uni erlebt zu haben. 35 Prozent haben Mobbing bei anderen beobachtet.

Laut Landeshochschulgesetz Baden-Württemberg muss jede Universität Ansprechpersonen für sexuelle Belästigung, Mobbing, Stalking und Diskriminierung stellen. An der Uni Heidelberg nimmt sich die zentrale Einrichtung Unify der Themen Gleichstellung, Vielfalt und Vereinbarkeit an. Die Leiterin von Unify und Ansprechperson bei Mobbing ist unter anderem Charlotte von Knobelsdorff. Neben der Beratung und Hilfe für Betroffene von Mobbing bietet Unify auch Schulungen für Fachschaften und alle Mitglieder der Universität zum Thema Mobbing an. Ziel dieser Schulungen ist es, dass alle Personen ihre Rechte und Pflichten bei Mobbing kennen.

„Mobbing an der Universität ist eine ernstzunehmende Form der Gewalt und als solche mitunter strafbar und wird dementsprechend behandelt“, so von Knobelsdorff.

Das Vorgehen gegen Mobbing befindet sich gerade in der Umbruchphase. Geplant ist ein System zum professionellen Umgang mit Fehlverhalten und Konflikten, was als zentrale Anlaufstelle dienen soll und unter anderem Daten von Mobbing an der Uni Heidelberg aufnehmen wird. Ein zentraler Punkt des Konfliktkonzeptes ist unter anderem die Schulung von Lots:innen. Jede Person kann als vertrauliche Anlaufstelle fungieren. Der Ansatz ist, dass sich Betroffene selbst aussu-

„Mobbing ist eine ernstzunehmende Form von Gewalt“

chen können, wem sie sich anvertrauen, und somit niedrigschwellige Anlaufstellen zu schaffen. Neben der Schulung von Lots:innen soll auch die Schulung von allen Fachschaften an der Uni Heidelberg systematisiert werden.

Zu der Dunkelziffer der Betroffenen von Mobbing kann Charlotte von Knobelsdorff nur eine Schätzung abgeben. Sie denkt aber, dass die Zahlen mit der Einführung des neuen Konfliktkonzeptes steigen werden. Sie erwartet, dass das Be-

wusstsein für Mobbing wächst und sich daher mehr Betroffene einer Anlaufstelle anvertrauen.

Im Falle einer Beschwerde wegen Mobbing wird zwischen dem vertraulichen Bereich und offiziellem Dienstweg unterschieden. Die zu beratenden Personen bestimmen, welcher Weg eingeschlagen wird. Wenn Betroffene sich entscheiden, den offiziellen Dienstweg zu gehen, passiert das zum Beispiel durch das Einreichen einer Beschwerde nach dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz. Die Vorgesetzten sind bei einer solchen Beschwerde durch das Beschäftigungs- oder Ausbildungsverhältnis (Studierende via Paragraph 4a, Absatz 4 Landeshochschulgesetz) dazu verpflichtet, zu handeln. Bei Studierenden sind die „Vorgesetzten“ zum Beispiel die Dozent:innen einer Vorlesung.

Alle Maßnahmen, die in der Senatsrichtlinie „Partnerschaftliches Verhalten“ der Uni Heidelberg aufgeführt sind und von Ermahnung bis Exmatrikulation reichen, sind Teil des Dienstweges. Bei einer Ermahnung für Studierende wird den Beschuldigten der Sachverhalt mitgeteilt und sie können Stellung beziehen, da immer beide Seiten angehört werden. Solche „weichen“

Maßnahmen haben in der Vergangenheit schon hohe Effektivität bewiesen.

Allerdings müssen Betroffene über den dienstlichen Weg immer auch ihre Identität angeben. Zudem haben sie auf dem Rechtsweg weniger Kontrolle darüber, wohin der Prozess geht. Wenn eine Beratungsstelle also erst einmal aufgesucht wird, befinden sich alle Personen im vertraulichen Bereich, und der Fall wird erstmals dokumentiert. Den Betroffenen steht offen, es dabei zu

Die Vorgesetzten von Betroffenen sind verpflichtet, zu reagieren

belassen oder es auf die Rechtsebene zu heben.

Gegen Mobbing gibt es außerdem noch kein Gesetz. Jedoch wird als Mobbing ein Verhalten von Schikanieren, Anfeinden und Diskriminieren verstanden, das regelmäßig und systematisch passiert. Dies juristisch einwandfrei zu beweisen, ist schwierig. Darum ist es umso wichtiger, dass Opfer die Vorfälle so gut es geht dokumentieren.

Bei Fällen unterhalb der rechtlichen Grenze ist es der Ansatz der

Universität, einen Weg zu finden, der Betroffenen entgegenkommt. Zum Beispiel wird darauf geachtet, dass Betroffene und Beschuldigte nicht im gleichen Seminar sind. Bei Fehlverhalten von Dozent:innen kann es hilfreich sein, wenn diese von Kolleg:innen zur Rede gestellt werden. Ihre Identität müssen Betroffene bei dieser Maßnahme nicht preisgeben.

Wenn Mobbing unter Studierenden im Cyberspace passiert, zum Beispiel in privaten Chatgruppen, ist es wichtig, dass diese Gruppe im Kontext des Beschäftigungs- oder Ausbildungsverhältnisses steht. Bei Chatgruppen eines Studienganges ist dies der Fall und die Universität ist zuständig. Allerdings muss die betroffene Gruppe bei Mobbing auf das Institut zukommen, da das Institut nicht befähigt ist, von sich aus auf die Chatgruppe zuzugreifen. Erst nach dieser Kontaktaufnahme können Konsequenzen folgen.

Alles im allem ist es zentral, dass Mobbing nicht geduldet und verhindert werden soll und sowohl Betroffene als auch Beobachter:innen von Mobbing Beratungsstellen wie Unify aufsuchen, um Hilfe zu erhalten und über ihre Rechte und Pflichten aufgeklärt werden. (lcb)

Rausgeworfen

HIV-positiver Student darf nicht weiterstudieren

Nach einem langwierigen Prozess wird in Marburg ein Medizinstudent endgültig von seinem Zahnmedizinstudium ausgeschlossen.

Die Universität begründet ihren Schritt mit der Sicherheit der Patient:innen. Der 34-Jährige lebt mit HIV. Bei einer Gesundheitsprüfung vor dem ersten Praktikum gelangte die Info an die Universität Marburg.

Den theoretischen Teil des Studiums hatte der Mann bereits erfolgreich hinter sich gebracht. Das erste Staatsexamen hatte er auch schon bestanden.

Jetzt fehlte nur noch der klinische Teil. Dazu gehört etwa der Phantomkurs in Parodontalpropädeutik, in dem an einem Kunstkopf geübt wird. Außerdem sollen die angehenden Zahnärzt:innen Abdrücke vom Gebiss nehmen oder Zahnreinigungen durchführen.

Vorher müssen alle Studierenden noch zur arbeitsmedizinischen Vorsorgeuntersuchung. Als der HIV-Test nach der Untersuchung positiv ausfällt, verlangt die Universität Marburg vom dem Betroffenen monatliche Bluttests – auf eigene Kosten. Vom Ergebnis dieser Tests hing ab, ob er noch weiter würde studieren dürfen.



Abruptes Studienende. Foto: bam

Durch eine erfolgreiche HIV-Therapie stellen infizierte Ärzt:innen kein Risiko für ihre Patienten dar. In Deutschland gibt es keine Mitteilungspflicht für HIV-positive Ärzt:innen.

Zum Ausschluss des Studenten kommt es in Marburg aber trotzdem. Der Betroffene zieht vor Gericht und wird daraufhin von allen Lehrveranstaltungen ausgeschlossen. Die Universität spricht sogar ein Betretungsverbot gegen ihn aus.

Der Hessische Verwaltungsgerichtshof gibt der Universität Marburg im Januar 2022 recht und beendet das Studium des HIV-positiven 34-jährigen. Der weitere Rechtsweg ist nach dem Urteil ausgeschlossen.

Ob er trotzdem Zahnarzt wird und sein Studium an einer anderen Universität weiterführen kann, ist aktuell noch unklar. (jnd)

ANZEIGE

KLEINE FREIHEIT

**jeden do fr sa – 17 bis 22 uhr
immer wenn die sonne scheint**

**FRÜHLINGS
ERWACHEN
AM 18. MAI**

do: italiano sprizz
fr: vino & vinyl
sa: elektronisch & laut

halle02
halle02.de/kleinefreiheit

Balkonien oder Katalonien?

Für billige Reisen zahlt die Umwelt,
doch Alternativen passen selten zum studentischen Geldbeutel.
Ein Dilemma zwischen Fernweh und Nachhaltigkeit

Die Abenteuerlust ist groß, das Budget dafür umso geringer und auch die zeitliche Flexibilität lässt dank im Nacken sitzender Hausarbeit zu wünschen übrig. Umweltbewusstsein ist das Gebot der Stunde und Reisen ist – Newsflash – in den meisten Fällen nicht sehr nachhaltig. Dass das Fliegen von allen Transportmitteln das umweltschädlichste ist, ist ebenfalls nicht zu leugnen. Dabei geht es immer auch um die CO₂-Emissionen. Für Hin- und Rückflug von Berlin nach Barcelona entstehen beispielsweise fast 670 Kilogramm CO₂ pro Kopf. Jährlich wäre ein Ausstoß von weniger als einer Tonne pro Person noch klimaverträglich, so das Umweltbundesamt. Der deutsche Durchschnitt liegt aktuell bei circa 11,2 Tonnen. Die meisten Emissionen werden bei Start und Landung freigesetzt. Also einfach direkt oben bleiben? Vielleicht auch, um Freunden und Familie nach begangener Umweltsünde nicht unter die Augen treten zu müssen?

Im Schwedischen ist dafür ein Neologismus entstanden: *flygskam*. Flugscham. Ein treffender Begriff für ein Gefühl, das einige vermut-

lich schon mal gespürt haben. Aber schließlich gibt es eine Alternative: die Bahn! Nach einer kurzen Recherche wird jedoch schnell deutlich, dass Umweltfreundlichkeit einen hohen Preis hat, denn um von Heidelberg in den Süden Frankreichs und zurück zu kommen, muss man nicht selten mit 300 Euro und mehr rechnen. Das kommt dem studentischen Geldbeutel teuer zu stehen. Besonders, wenn Ryanair gleichzeitig mit Angeboten für Ziele

**Dank Klimaerwärmung:
tropische Sommer jetzt
auch in Deutschland**

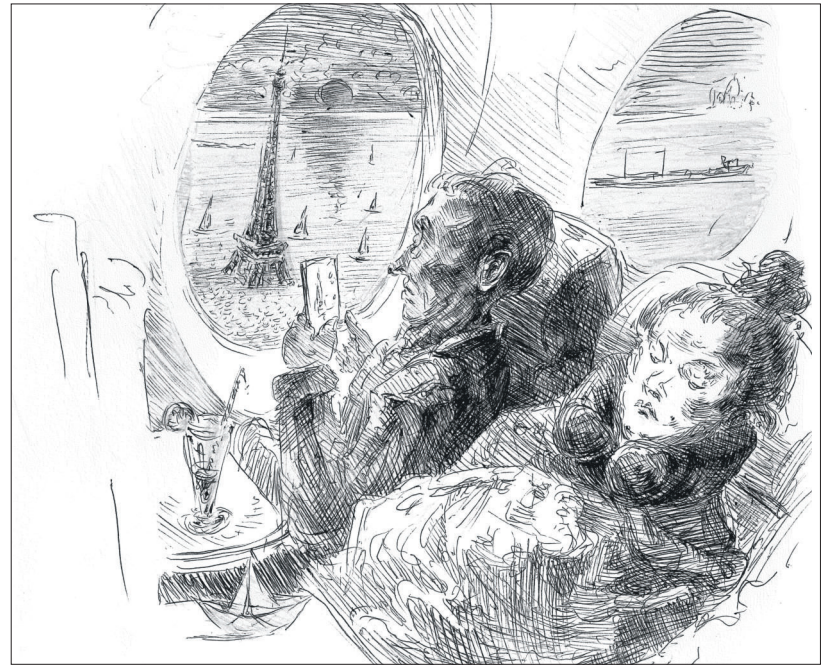
wie London, Korfu, Stockholm oder sogar Tel Aviv ab 20 Euro lockt, fällt der Widerstand doppelt schwer.

Den zehnfachen Preis zu zahlen und dafür die zehnfache Anreisedauer zu bekommen, ist eine Entscheidung, die man nur aus Überzeugung treffen kann. Grund für dieses preisliche Ungleichgewicht ist die Besteuerung. Während auf Zugtickets eine Mehrwertsteuer von 19 Prozent erhoben wird, fällt diese für Flugtickets nicht an – die Flug-

gesellschaften werden sogar zusätzlich staatlich subventioniert. Auch der Treibstoff von Flugzeugen, Kerosin, ist steuerfrei, wohingegen die Bahn für den verbrauchten Strom Energieabgaben zahlen muss.

Ist also der Bus unser Transportmittel der Wahl? Schließt man die Augen, fühlen sich die Schlaglöcher auf der Landstraße nach Neuss fast wie Luftlöcher kilometerweit über dem Pazifik an. Doch selbst Flixbus, der einstige Rettungsanker für Budgetreisende, hat mittlerweile deutlich an Erschwinglichkeit eingebüßt. Vielleicht ist das unser Zeichen, uns auf altbewährte, „authentische“ Reisearten zu besinnen und wie Mama und Papa auf Padelboot und Fahrrad umzusteigen. Die Abenteuerlust kann so sicher gestillt werden, aber sie bringen dich nicht in 24 Stunden nach Indien zum Taj Mahal.

Es ist ein Dilemma. Für viele bedeutet die Möglichkeit zu fliegen trotz allem sehr große Freiheit. Gerade nach Jahren der Pandemie ist die Reiselust von Generation Z so groß wie nie, das hart verdiente Geld wird in Erlebnisse statt in Statussymbole gesteckt. Wir sind in eine globalisierte Welt hineingeboren, und dieses Privileg freiwillig



Flugpreise runter, Meeresspiegel hoch.

Grafik: jkh

aufzugeben, fällt schwer. Nicht immer stillt ein Trip nach Friedrichshafen das große Fernweh, nicht immer haben wir das nötige Kleingeld für ein Zugticket nach Neapel.

Eine Relativierung des Fliegens wäscht die Weste nicht wieder weiß, genauso wenig wie ein schlechtes Gewissen den Klimawandel nicht

aufhält. Als letzter Ausweg bleibt noch die Zwergpalme für den Balkon, Meeresrauschen aus der JBL-Box und Wassereis von Penny, denn dank Klimaerwärmung lässt sich so auch in Deutschland ein tropischer Sommer erleben.

Von Eileen Taubert

Eine Woche Wochenende

Hast du dich schonmal gefragt, was geschehen muss, bis du diese *ruprecht*-Ausgabe in den Händen hältst? Ein Einblick in das Layoutwochenende der Redaktion

Es ist soweit: der erste Tag der Layoutwochenends-Woche. Again. Zumindest für die Leichtsinnigen, die dachten, ihre ehrenamtliche Tätigkeit als Leitungsmitglied beim *ruprecht* würde sie im Anschluss an ihr Studium direkt in die Chefredaktion der *Süddeutschen Zeitung* katapultieren. Stattdessen hoffen sie, dass der *ruprecht* wenigstens irgendwann das Ansehen erhält, dass er auf der Website der Stadt Heidelberg unter „Printmedien regional“ aufgelistet wird. Eigentlich beginnt das einwöchige Wochenende erst am Redaktionsschluss. Die erste Autorin meines Ressorts schafft es nicht, die Deadline einzuhalten. Ich überlege mir Notfallpläne.

Sonntag, Tag 1 von 10

Redaktionsschluss. Ich habe noch keine Artikel bekommen, die ich redigieren könnte. Daher beginne ich damit, meinen eigenen Artikel zu schreiben, und hoffe, dass er heute fertig wird. Alternativ, dass mich die *ruprecht*-interne Kollegialität und die gönnerhafte Nachsicht der Ressortleiterin retten.

Montag, Tag 2 von 10

Ein Artikel hat mich erreicht! Leider habe ich den ganzen Tag keine Zeit dafür, ihn zu redigieren. Nach der Sitzung muss ich mich entscheiden: *ruprecht*-Stammtisch oder Redigat? Ich wähle mein Bett.

Dienstag, Tag 3 von 10
Redigieren!!!!!!



Nach dem Layouten möchte man eine Woche durchschlafen.

Foto: phr

Mittwoch, Tag 4 von 10

Wenn wir eine Printausgabe haben wollen, müssen wir layouten. Jetzt. Verbarrikadiert in der Redaktion. Das bedeutet: An der Technik zweifeln und immer schön zwischenspeichern.

Donnerstag, Tag 5 von 10

Artikel setzen und anschließend zum Korrekturlesen freigeben. Jede Seite muss sechs Mal gelesen werden. Eine E-Mail erreicht mich: Die Chefin vom Dienst fleht die Redaktion an, ab morgen zahlreich zum Korrekturlesen zu erscheinen.

Freitag, Tag 6 von 10

Nachmittag in der Redaktion. Nur zwei Leute sind zum Korrekturlesen

da. Ansonsten gähnende Leere. Die Leitungsmitglieder lauern in den Ecken wie Hyänen und warten darauf, dass ihre Seiten drei Mal gelesen wurden, um sie den Korrekturlesenden aus der Hand zu reißen und die ersten Verbesserungen einzupflegen. Am Abend die Zwischenstandskonferenz der Leitung: Bisher keine größeren Krisen. Ausnahmsweise.

Samstag, Tag 7 von 10

Die verzweifelten Leitungsmitglieder versuchen, die Redakteur:innen in die Redaktion zu scheuchen. Egal, bei welchem Wetter. Egal, ob dein Hamster im Sterben liegt. Egal, ob deine Oma Geburtstag hat. Egal,

wie verkaterd du bist. Komm korrekturlesen! Die Chefin vom Dienst beginnt, in ihren Mails zu pöbeln. Adieu Diplomatie.

Dabei steht das Waterloo des Layoutwochenendes noch bevor: die Überschriftenkonferenz. Geplant sind zwei Stunden. Letztendlich dauert sie vier. Benommen torkeln wir danach mit Sauerstoffdefizit und schummriger Sicht aus dem kleinen Raum, in dem der Beamer hängt. Wir haben jegliches Zeitgefühl verloren. Um 02:38 Uhr wird der *ruprecht* zum finalen Korrekturlesen an die ganze Redaktion geschickt.

Sonntag, Tag 8 von 10

Es ist Nachmittag: Nur die Leitung ist da. Schweigen. Kommafehler werden korrigiert. Farbbräune werden gecheckt. Jemand hat verges-

sen, die Silbentrennung einzuschalten und den Textumlauf anzupassen. Panik bricht aus. Irgendwie wird das Problem gelöst. Am Abend wird der fertige *ruprecht* an die Druckerei geschickt. Die Leitungsmitglieder gehen erleichtert nach Hause.

Montag, Tag 9 von 10

Alle wünschen sich Stammtisch, doch irgendjemand hat eine Redaktionssitzung durchgesetzt. Ideen für die nächste Ausgabe: Wie wäre es mit einem Atlas für irgendwas?

Dienstag, Tag 10 von 10

Der neue *ruprecht* ist da! Also: Verteilen, verteilen, verteilen. Doch während ihr den neuen *ruprecht* lest, wird der nächste schon geplant. Es ist ein Teufelskreis: Nach dem Layoutwochenende ist vor dem Layoutwochenende. (mon)

ANZEIGE

Seit über 45 Jahren erfolgreiche Kurse zum

LATINUM + GRAECUM

während der Semesterferien und semesterbegleitend

- * für Anfänger und Fortgeschrittene
- * soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
- * kleine Arbeitsgruppen
- * erfahrene Dozenten
- * anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)

HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Hilfe, ich werde verklagt!

Im Verein Pro Bono beraten Jurastudierende Hilfesuchende ehrenamtlich in Rechtsfragen des Alltags

Verträge werden von Juristen für Juristen gemacht, damit die Laien merken, dass man ohne Juristen nicht auskommt“, meinte einst Jean Paul Getty. Nicht erst seitdem ist klar, dass das deutsche Rechtsgebilde komplex und schwer durchdringbar ist – auch für Erprobte.

Trotz der Theorie der deutschen Volljährigkeit und damit des Erwachsenseins mit 18 Jahren stecken auch wir Studierende hin und wieder in Situationen, in denen wir trotz langwierigem Recherchieren keine Antworten auf komplizierte Rechtsfragen des Alltags finden. Wenn dann auch Mutti nicht helfen kann, muss juristischer Rat her. Doch was für die einen aufgrund der Kanzlei eines Vaters des Freundes eines Cousins schnell gelöst ist, wird für andere zur kostspieligen Ausnahmesituation.

Eine einfache und doch oft verkannte Lösung kann hier eine Institution wie Pro Bono Heidelberg sein. Die Initiative schafft mit kostenloser Rechtsberatung Abhilfe. Ganz nach ihrem Motto „Helfen – Lernen – Verantwortung übernehmen“ geht es den Mitgliedern des eingetragenen Vereins darum, Ansprechpartner:innen für diejenigen zu sein, die rechtlichen Rat brauchen, sich eine anwaltliche Beratung aber nicht ohne Weiteres leisten können. Das Besondere daran: Die Beratenden sind Jurastudierende, die sich hier neben ihrem Studium engagieren – ohne Gegenleistung.

Der einst von Studierenden gegründete Verein hat sich mittlerweile in Heidelberg etabliert. Seit bald zehn Jahren wird beraten. Johannes, der etwa für die Ressortleitung im Zivilrecht und die Fallverteilung zuständig ist, erklärt, dass Pro Bono keine Probleme habe, Berater:innen für anstehende Fälle zu finden. Man könnte sogar noch mehr Fälle übernehmen. Kapazität sei vorhanden: „Für alle Fälle werden wir ein Team finden!“

Die Bandbreite angenommener Fälle ist groß, einen Versuch sei es immer wert. Lediglich Fälle, die vor Gericht verhandelt werden müssen, die sehr kurze Fristen haben oder bei denen der Streitwert 1000 Euro übersteigt, werden abgelehnt. Dennoch seien von Standardfällen im Mietrecht wie unwirksamen Wohnungskündigungen und willkürlichen Mieterhöhungen über Fälle im Kaufrecht wie Abfallen bis hin zu unwirksamen AGB alles dabei. Beraten wird von Zivil- über Verwaltungsrecht hin bis zu Asyl- und Migrationsrecht.

Für Studierende sei besonders das zivilrechtliche Ressort interessant. Pro Bono selbst versteht sich jedoch als Anlaufstelle für jeden, der Hilfe braucht. So geht es im Migrationsrecht eher um politische und soziale Beratung, Vorbereitungen auf Anhörungen zu Aufnahmeverfahren des Bundesamts für Migration stehen dabei im Vordergrund. Diese Anhörung bildet den Hauptteil im Asylverfahren und ist ausschlaggebend für Ent-

scheidungen über Asyl. Die Art der Beratung unterscheidet sich vor allem durch den Kontakt: Im Zivilrecht beschränkt er sich oft auf Mailverkehr und Telefonate, während im Asylrecht persönliche Treffen vereinbart werden. Das soll Kommunikationsprobleme vermeiden, da Mandant:innen im Asylrecht teilweise kaum Deutsch sprechen. Nebenbei kann so auch eine Vertrauensbasis geschaffen werden, gerade weil viele der Mandanten nicht wissen, an wen sie sich sonst wenden sollten.

Doch wie genau läuft es für Studierende eigentlich ab, wenn man Pro Bono anfragt? Die Hürde zur Anfrage selbst wird so niederschwellig wie möglich gehalten. Das Ausfüllen eines Formulars auf der Internetseite des Vereins genügt zur Kontaktaufnahme. Die Studierenden auf Seiten Pro Bonos sind zuvor durch freiwillige Fortbildungen und verpflichtende Einführungsworkshops geschult worden. Das sichert die Qualität der Beratung und erleichtert die Herangehensweise.

Der Fall wird dann einem Beraterteam zugeteilt. Diese sind grundsätzlich gemischt aus bereits erfahrenen und noch unerfahrenen Studierenden. Ein Team besteht aus zwei bis drei Personen, wobei nur eine Person Kontakt zum Mandanten aufnimmt. Besonders viel Wert wird hier auf Datenschutz gelegt: Lediglich dem Berater:innenteam sind die Kontaktdaten bekannt, so kann Anonymität garantiert werden.



„Für alle Fälle werden wir ein Team finden.“

Foto: alh

Daraufhin wird ein Gutachten erstellt. Das Besondere dabei ist, dass nicht nur das Berater:innenteam aktiv wird, sondern auch immer ein Rechtsstudierender kurz vor dem Staatsexamen mitwirkt. Spannend wird es, wenn sich noch während der Gutachtenerstellung Tatsachen ändern. Tatsächlich sei dies vor allem im Mietrecht nicht selten, bemerkt Marit, die selbst Vorstandsvorsitzende ist. „Da muss man einfach flexibel bleiben!“

Im letzten Schritt wird das entstandene Gutachten durch einen Beirat überprüft. Dieser steht auch während der Erarbeitung schon für Rückfragen zur Verfügung. Sie selbst sind Volljurist:innen, also

Personen, die das Erste juristische Staatsexamen abgelegt und den juristischen Vorbereitungsdienst beendet haben.

Das fertige Gutachten ersetzt zwar keine Anwälte, jedoch kann so das Rechtsproblem ermittelt und eine Handlungsempfehlung abgegeben werden.

„Bei Pro Bono begegnet man sich auf Augenhöhe“, erklärt Marit. Die Hemmschwelle zwischen Studierenden sei niedriger. Diese Dynamik ermögliche es, individuell, persönlich und unkompliziert zu beraten. Eben Pro Bono, also zum Wohle der Allgemeinheit.

Von Anneliese Heindel

Vier-Euro-Zwanzig?!

Das Studierendenwerk hat seine Preise erneut angehoben. Nun musste sogar der Wrap dran glauben

Die Marstall-Mensa und das Café nebenan sind aus dem Studierendenleben in der Heidelberger Altstadt kaum wegzudenken – vor den Vorlesungen schnell noch einen Kaffee holen und vielleicht einen Brownie to go, gemeinsam mit den Freunden beim Büfett Mittagessen und nachmittags gemütlich mit einem Schafskäse-Wrap die Steckdosen und mehr oder weniger funktionierendes Eduroam zum Lernen nutzen. Mittlerweile stehen die Bänke auch wieder draußen und – das Highlight an sonnigen Tagen: die Liegewiese! Ach, herrlich... Wäre da nicht die immer noch andauernde Inflation.

Dass die Preise im Supermarkt erhöht wurden, ist mittlerweile nichts Neues. Was kostet schon noch so viel oder so wenig wie vor zwei Jahren? Jeden Tag setzen tausende Studierende deswegen auf die niedrigen Essenspreise der Mensen und Cafés des Studierendenwerks – und tolerieren dafür die fragwürdige Musikauswahl samt Spotify-Werbepots als i-Tüpfelchen zwischendurch.

Der Büfettpreis pro 100 Gramm wurde letztes Jahr schon von 84 auf 92 Cent erhöht. Tendenziell lohnt es sich für die meisten Studierenden



An diesen Preisen kann man sich die Zähne ausbeißen.

Foto: phr

aber weiterhin, in der Mensa zu essen. Auch der Kaffee und die Snacks gehörten immer zum niedrigen Preissegment.

Doch damit war's das fürs Erste. Zum Sommersemester hat das Studierendenwerk Heidelberg seine Preise in den Cafés und die Mieten in seinen Wohnheimen angehoben.

Der allseits beliebte Wrap ist nicht mehr so finanziell lohnenswert wie noch vor ein paar Wochen; statt 2,80 Euro kostet er jetzt 4,20 Euro – das ist eine Erhöhung von 50 Prozent. Kuchen bekommt man nicht mehr für unter zwei Euro und selbst der Cappuccino ist teurer geworden. Und das, obwohl das Studierenden-

werk nach der Preiserhöhung letztes Jahr angekündigt hatte, dass erstmal keine weiteren Anpassungen mehr geplant seien.

Auf Nachfrage erklärt das Studierendenwerk, dass es sich 2023 doch wieder gezwungen gesehen habe, die Preise anzupassen. „Die günstigen Konditionen, die wir als Dienstleister für unsere Studierenden lange konstant halten konnten, sind nun leider wirtschaftlich nicht mehr tragbar“, sagt Pressesprecher Timo Walther. Diese Tatsache habe sich schon in den letzten Monaten abgezeichnet, doch man habe bewusst gewartet, bis das Wintersemester vorbei war. „Letzten Endes ist das Studierendenwerk ein sozialer und gemeinnütziger Dienstleister für Studierende und das Letzte, was wir wollen, ist Studierende dann stärker zu belasten.“

Mittlerweile kann man sich Spargel während der Saison auch nur noch zweimal die Woche auf den Teller häufen, früher fünfmal. In einer finanziellen Krise befindet sich das Studierendenwerk nach eigenen Angaben aber nicht. „Wir sind jetzt nicht in einer Lage, in der es uns droht, bankrott zu gehen. Da ergreifen wir schon früh genug Maßnahmen, um gegenzulenken.“ Zwar seien aktuell keine weiteren Preiserhöhungen vorgesehen, man könne das angesichts der steigenden Kosten aber nicht versprechen, solange die Landesregierung keine zusätzlichen finanziellen Fördermittel bereitstellt. Dafür ist das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg zuständig.

Nur zehn Prozent der Gelder, die dem Studierendenwerk zur Verfügung stehen, erhält es vom Land. Der Rest muss durch Studierendenwerksbeiträge und durch Einnahmen aus den Mensen sowie aus Mieten erwirtschaftet werden. Womöglich ein Anhaltspunkt für Studierende bei den Landtagswahlen in Baden-Württemberg in drei Jahren? Zumindest für all die, auf deren Personalausweis nicht immer noch Berlin oder Köln als Wohnort angegeben ist. (aej)

ANZEIGE

Ausstellung zum NS-Völkermord an den Sinti und Roma

Öffnungszeiten

Di	9.30 – 19.45 Uhr
Mi, Do, Fr	9.30 – 16.30 Uhr
Sa, So	11.00 – 16.30 Uhr
Mo und an Feiertagen	geschlossen

Jeden Dienstag Öffentliche Führung 17 Uhr Eintritt frei

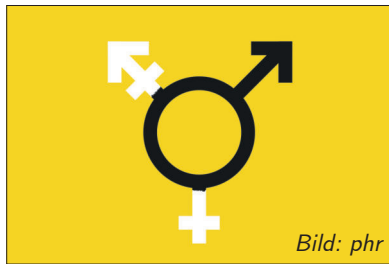
Bremeneckgasse 2
69117 Heidelberg
Tel. 06221 981102
www.sintiundroma.de

Bürger:innen gegen *

Ein neues Volksbegehren von Heidelberger:innen sieht durch das Gendern die Grundrechte in Gefahr

In Baden-Württemberg ist das neue Volksbegehren „Stoppt gendern“ ins Leben gerufen worden. Von dem Heidelberger Rechtsanwalt Klaus Hekking initiiert, setzt es sich gegen eine Gender-Pflicht durch Land und Behörden ein. Hekking beobachtet das verschiedene Vorhaben diverser Lobbygruppen, Menschen von oben herab das Gendern vorzuschreiben. Wenn Personen gendern wollen, sollen sie dies gerne tun – obwohl es seiner Meinung nach „Firlefanz“ sei. Im Mittelpunkt des Volksbegehrens steht Hekkings Sorge, die Rede- und Meinungsfreiheit sei in Gefahr, wenn gendergerechte Sprache zum Zwang werde. Als Beispiel wird der Punkteabzug bei Arbeiten an Schulen und Universitäten genannt, wenn das generische Maskulinum verwendet wird.

Ein kurzer Faktencheck zeigt jedoch, dass bisher das Gegenteil der



Fall ist. Zum einen stellt es das Land Baden-Württemberg den Bildungseinrichtungen frei, wie sie gendergerechte Sprache handhaben – der Fokus liegt hier auf der Verwendung der Gendersprache, nicht dem Umgang mit dem generischen Maskulinum per se. Zum anderen geht es in den Diskussionen um Gendersprache auf Landesebene darum, dass die gendergerechte Sprache nicht zu Punkteabzug bei akademischen Arbeiten führen soll. Von einem Verbot des generischen

Maskulinums ist in dieser Debatte nicht die Rede.

In der Begründung des Volksbegehrens heißt es zudem, gendergerechte Sprache degradiere Menschen zu geschlechtslosen Neutren. Dabei lassen die Initiator:innen außer Acht, dass es zahlreiche geschlechtsneutrale Sprachen auf der Welt gibt, bei denen Menschen Menschen bleiben und keine Degradierung zu einem Objekt erfahren.

Da insbesondere junge Menschen dem Gendern offener gegenüberstehen, sollte man laut der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft auch beachten, dass sich Sprache stets mit der Gesellschaft mitverändere.

Damit das Volksbegehren erfolgreich ist, muss es innerhalb von sechs Monaten von mindestens einem Zehntel der Wahlberechtigten unterstützt werden. (lcb)



Hier lebt man statt von Luft nur von Liebe.

Bild: jkh

Krebs für alle

In Heidelberg gibt es zu viele Raucherkneipen. Was soll das?

Wenn man einem Schild hinter der Theke im Drugstore Glauben schenkt, würde Helmut Schmidt dort rauchen. Das wäre alles andere als rebellisch von ihm, denn die Kneipen in der Heidelberger Altstadt bewahren Tradition und vermutlich die badische Lungenkrebsrate vorm Sinken.

Im Bundesvergleich hat Baden-Württemberg eines der schwächsten Nichtraucherschutzgesetze – sogar Bayern ist hier fortschrittlicher – und eine Vielzahl neu zugezogener Erstis muss wohl in der Unteren einen wahren Kulturschock überwinden.

Rühmen sich die Heidelberger Studierenden ansonsten doch gerne mit ihrer Progressivität, kann es einen sehr verwundern, dass sie nicht längst angefangen haben, das altmodische Indoor-Rauchertum zu boykottieren. Die junge Generation geht ins Gym, ernährt sich sehr bedacht, geht für die Umwelt auf die Straße, Inklusion ist ein Dauerthema. Und dann, nach jahrzehntelangen Aufklärungskampagnen über die gesundheitlichen Folgen, trifft man sich am Abend in der guten alten Raucherkeipe.

Für Menschen, die schon Atemwegserkrankungen haben oder sie wirklich nicht bekommen wollen, löst sich hier die Inklusivität in

Rauch auf. Sie werden aus diesem Teilbereich des gesellschaftlichen Lebens vollkommen ausgeschlossen oder stellen sich zumindest unfreiwillig ins soziale Aus. Alternativen, die man vorschlagen könnte, sind schließlich häufig abgelegener und teurer. Der Mittelweg, also ein „abgetrennter“ Raucherbereich, ist oft ein schlechter Scherz.

Offensichtlich zählt für die Servicemitarbeitenden in diesem Wirtschaftszweig auch kein Arbeitnehmerschutz vor Passivrauch. Vielleicht werden ja immerhin die eigenen Raucherpausen als Arbeitszeit verrechnet, als fairer Ausgleich für erhöhte Mortalitätsraten.

Ob im wahrsten Sinne des Wortes toxische Gruppendynamik oder ob Unwissenheit: Immer noch ist etwa ein Prozent der jährlichen Todesfälle in Deutschland den Folgen des Passivrauchens zuzuschreiben. Ob das zweite Schild im Drugstore „Therapiezentrum für alle Kassen“ dadurch weniger witzig wird, muss jeder für sich entscheiden. Immerhin hat man es im Fall der Fälle nicht weit: Das Deutsche Krebsforschungszentrum ist ja gleich nebenan in Neuenheim.

Ein Kommentar von
Carolyn Roder

Grammatikalische Menschenverachtung

„Liebe Bürgerinnen und Bürger.“ Bereits vier Worte bringen das intellektuelle Kartenhaus der Gendergegner:innen zu Fall. Das gelobte, weil angeblich diskriminierungsfreie generische Maskulinum? Weicht der verhassten Beidnennung. Gendern scheint also doch nicht so schlimm zu sein. Worum es den Initiierenden eigentlich geht, verrät das siebte Wort: Ärger.

Es mag kluge Argumente gegen das Gendern geben – in diesem inkohärenten Aufruf werden keine genannt. Stattdessen nur trotzig Rationalisierungen eines anti-woken Lebensgefühls. Mit seiner chauvinistischen Lobhudelei auf die deutsche Sprache und Kultur nähert er sich

bedrohlich nahe dem rechten Rand. Dass solch ein Pamphlet ausgerechnet hier Anklang findet, ist eine Demütigung für den Geistesstandort Heidelberg und alle Beteiligten.

Darunter die CDU-Fraktion und ihre Vorsitzende, Nicole Marmé. Die Professorin fördert Mädchen in den MINT-Fächern, auf Twitter nutzt sie vereinzelt das Gendersternchen. Was verbindet so jemanden mit Leuten wie Christof Sohn, der als Chefarzt Abtreibungen in der universitären Frauenklinik untersagte? Oder mit Alexander Mitsch, dessen AfD-nahe Wertunion für ein traditionelles Familienbild eintrat?

Es ist ihre Bereitschaft, Queerfeindlichkeit und Misogynie auf dem

Nährboden der bürgerlichen Skepsis zu normalisieren. Wozu radikalisierte Konservatismus führen kann, sieht man in Polen und den USA: Abtreibungsverbote, LGBT-freie Zonen und das Verbot von geschlechtsangleichenden medizinischen Behandlungen – universell verstandene Menschenrechte werden zum Politikum. Dieser Aufruf ist in seiner geistigen Brandstiftung nicht weniger als ein direkter Angriff auf die Gleichberechtigung aller Geschlechter. Hinter der freiheitlich-anmutenden Sprachbesorgnis schlummert eine menschenverachtende Ideologie.

Ein Kommentar von Philipp Rajwa

Queere Messe

Seit mehreren Jahren finden in der Peterskirche queere Gottesdienste statt. Seit letztem Sommer hat das Team mit Anfeindungen zu kämpfen

Tücher in allen Farben des Regenbogens durchspannen das gotische Gewölbe, die Peterskirche ist gut besucht. Doch das ist nicht das einzig Ungewöhnliche an diesem Gottesdienst: Die Polizei ist in der Nähe und auf Abruf. An diesem Sonntag ist Queergottesdienst – ein Projekt, mit dem sich queere Christ:innen in Heidelberg seit vier Jahren einen Raum für Austausch und Gottesdienst schaffen. Unter ihnen sind viele Studierende der Theologie. Sie wollen Menschen mit marginalisierten Sexualitäten und Identitäten sowie allen, die sich mit ihnen verbunden fühlen, einen sicheren Raum geben. Vor allem aber denen, die schlechte Erfahrungen mit der Kirche gemacht haben. In ihren Gottesdiensten stellen sie Fragen wie: Ist Gott ein Mann?

Seit einiger Zeit aber gibt es Anfeindungen. Zuerst wurden Wände des Theologischen Instituts mit homophoben Sprüchen beschmier, später bekamen die Mitglieder des Queergottesdienstes Flyer zugeschickt, die Unbekannte auch schon



Vielfalt an der Peterskirche. Foto: pxl

letzten Sommer bei der Open Dykes Demo, einer Veranstaltung für lesbische Frauen, verteilten. Darauf stehen neben homophoben und frauenfeindlichen Parolen auch Drohungen. Diese werden von der Polizei in Heidelberg ernst genommen, weshalb sie beim Gottesdienst im Sommer Präsenz zeigte.

„Die Anfeindungen haben mich ziemlich mitgenommen“, erzählt Maria Magdalena Gschwind. Sie studiert evangelische Theologie und ist seit dem Wintersemester 2021/22 beim Queergottesdienst dabei. Sie spricht von einem Gefühl der Unsicherheit.

Diese Anfeindungen sind keine Einzelfälle. Erst kürzlich hatten rechte Blogger in Berlin heimlich einen queeren Gottesdienst gefilmt und mit verächtlichen Kommentaren auf Youtube hochgeladen, in Zürich versuchte im Sommer eine Gruppe rechtsextremer Männer einen queeren Gottesdienst zu stürmen und filmte sich dabei. Die Bekämpfung von Vernetzung und Sichtbarkeit queerer Menschen ist koordiniert und hat System.

Der Queergottesdienst in Heidelberg lässt sich nicht einschüchtern. Sie erhielten Unterstützung von der Kirche und vom Theologischen Institut, versichert Maria Magdalena und rät Betroffenen: „Gemeinschaft kann echt einen großen Unterschied machen!“ (mar)

ANZEIGE

Ab 05.23

Karlsruhbahn

Benjamin von Stuckrad-Barre
Lune
Magi Merlin
Ana Moura
Hengameh
Yaghoobifarah
Visions of Venus:
Wallis Bird & Sparks
Kurt Vile & The Violators
Team Scheisse
Erlend Øye & La Comitiva
Bipolar Feminin
Egon Werler
Afrob
Rikas
Fatoni
u.v.m.

Infos & Tickets: www.karlsruhbahn.de

Queer Festival
Heidelberger Frühling

Frühling 1945

Der 8. Mai ist der Tag der Befreiung, doch in Heidelberg endete die Nazi-Herrschaft bereits Wochen früher. Eine Chronik der letzten Kriegstage am Neckar: Wie eine Schlacht um Heidelberg vermieden wurde

Bis März 1945

Während der nationalsozialistischen Herrschaft werden in Heidelberg jüdische Geschäfte und Häuser zerstört, die Synagoge in der Großen Mantelgasse wird niedergebrannt. Hunderte Heidelberger Juden und Jüdinnen sowie Sinti und Roma werden in die Konzentrationslager von Dachau oder Gurs deportiert. An der Universität wird ein Drittel der Lehrenden aus politischen oder antisemitischen Gründen entlassen, jüdischen Student:innen sind Immatrikulation und Benutzung der Universitätsbibliothek verboten. Wer studieren will, muss Mitglied in der NSDAP werden. Nach Kriegsbeginn 1939 wird der Universitätsbetrieb eingeschränkt. Über dem Universitätsplatz, auf dem Bücherverbrennungen stattgefunden haben, hängen Hakenkreuzfahnen. Im Jahr 1944 werden 21 Insass:innen der Heidelberger Psychiatrie ermordet.

Am 6. Juni 1944 eröffnen die Alliierten mit der Landung in der Normandie eine zweite Front gegen Nazi-Deutschland. Anfang März 1945 überqueren amerikanische Einheiten erstmals bei Remagen im heutigen Rheinland-Pfalz den Rhein. Das Interesse der Westalliierten gilt der Mitte Deutschlands und dem Ruhrgebiet, der Südwesten ist nur Nebenschauplatz. Heidelberg ist bis auf eine Flugabwehrstellung am Bismarckplatz militärisch kaum von Bedeutung. Es befinden sich nur noch wenige deutsche Soldaten in der Stadt, viele Gebäude in der Altstadt werden zur Versorgung von Kranken und Verletzten genutzt.

25. März

Die Front in Südwestdeutschland verläuft entlang des Rheins. Alle Brücken über den Fluss wurden von der Wehrmacht auf dem Rückzug zerstört. In der Nacht auf den 26. März startet die US Army bei Worms eine groß angelegte amphibische Landungsoperation und errichtet einen Brückenkopf am rechten Rheinufer – eine erste Stellung auf der deutschen Seite des Flusses und Ausgangspunkt für weitere Operationen. Ihre absolute Luftherrschaft erleichtert den Alliierten den Vormarsch.

26. März

In Heidelberg verlässt Universitätsrektor und SS-Oberführer Paul Schmitthenner fluchtartig die Stadt. Die amerikanischen Truppen erobern die Mannheimer Stadtteile nördlich des Neckars. Pioniere errichten schwere behelfsmäßige Brücken aus Schwimmkörpern über den Rhein: Die Pontonbrücken können Panzer, Artillerie und eine große Zahl Infanteristen den Fluss überqueren. Allein die 44th Infantry Division umfasst etwa 11.000 Mann, doch dies ist nur ein Teil der amerikanischen Streitkräfte vor Ort.

28. März

In Vorbereitung auf einen Angriff der Infanterie nehmen amerikanische Panzerverbände das Gebiet der Mannheimer Innenstadt quer über den Neckar unter Beschuss. Zu diesem Zeitpunkt ist die Stadt bereits weitgehend durch die britischen und amerikanischen Luftangriffe der vorangegangenen Jahre zerstört.

29. März

Die Einnahme von Mannheim endet mit einer Waffenruhe. Die amerikanischen Soldaten in Mannheim versuchen, telefonisch Kontakt zur Heidelberger Stadtverwaltung und dem Oberbürgermeister Carl Neinhaus aufzunehmen.

Der amerikanische Kommandeur William A. Beiderlinden schlägt eine friedliche Übernahme Heidelbergs vor. Als Bedingung nennt er den Rückzug der Artillerieverbände, die er fälschlicherweise noch in Hei-

29. März, Nachmittag

Im Rathaus wird eine Delegation zusammengestellt, welche die Übergabeverhandlungen der Stadt leiten soll. Darunter sind der Dekan der medizinischen Fakultät und der Kommandeur der Heidelberger Lazarette. Das Treffen verzögert sich auf 21 Uhr. Treffpunkt mit den Amerikanern ist eine Landstraße zwischen Dossenheim und Handschuhsheim. Mit Kapitulationsverhandlungen ist in diesen letzten Tagen des Krieges ein großes Risiko verbunden: Die „Führerbefehle“ aus Berlin sehen vor, dass jede Ortschaft bis zum letzten Mann verteidigt wird. Dagegen zu handeln, kann eine Hinrichtung bedeuten. Dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen ist, spielt keine Rolle.

Währenddessen plant die verbleibende Wehrmacht, um 21 Uhr die letzten Heidelberger Brücken zu sprengen, darunter auch die Alte Brücke. Militärisch ist die Aktion wenig sinnvoll, denn die US Army steht bereits auf beiden Seiten des Flusses, doch die Sprengung entspricht der von Hitler befohlenen Taktik der „verbrannten Erde“: Dem Feind dürfe keinerlei intakte Infrastruktur in die Hände fallen. Der Oberbürgermeister stellt sich dagegen und versucht, die Wehrmacht von den Sprengungen abzuhalten, während die Delegation über die Friedrichsbrücke, die heutige Theodor-Heuss-Brücke, zu den Kapitulationsverhandlungen aufbricht.



29. März, später Abend

Die US Army bringt die Delegation an den Ort, an dem die Verhandlungen stattfinden sollen. Ob das der Gefechtsstand der 44th Infantry Division in Lampertheim ist oder ein Bauernhof bei Käfertal, lässt sich nicht rekonstruieren. Die Verhandlungen sind schwierig: Die Amerikaner verlangen die bedingungslose Kapitulation, doch den Deutschen fehlt die Befehlsgewalt. Die Amerikaner kündigen an, am nächsten Morgen friedlich einzurücken und warnen vor Gegenwehr. Diese Botschaft soll die deutsche Delegation zurück nach Heidelberg bringen.

30. März (Karfreitag), 3:00 Uhr

Als die Delegation den Neckar erreicht, steht sie vor zerstörten Brücken. Der Oberbürgermeister Carl Neinhaus war nicht erfolgreich. Einige Delegationsmitglieder sind verletzt, denn die Männer gerieten auf dem Rückweg unter amerikanisches Artilleriefeuer, und der Neckar führt Hochwasser. Die rechtzeitige Warnung vor dem Einmarsch der Amerikaner scheint unmöglich.

Nach langer Suche findet die Delegation die 16-jährige Anni Tham, welche die Verhandler unter Beschuss in ihrem Paddelboot an das andere Ufer übersetzt.



Amerikanische Soldaten im Innenhof der Neuen Universität.



Mannheim: US-Soldaten bekämpfen einen Scharfschützen.

30. März, 7:30 Uhr

Wie angekündigt nähern sich die amerikanischen Truppen aus mehreren Richtungen dem Stadtzentrum. Die 63rd Infantry Division rückt aus Norden in Handschuhsheim und Neuenheim ein und erreicht um 7:30 Uhr das Neckarufer. Vom Süden her nähert sich die 10th Armored Division, eine Panzerdivision.

Es kommt zu vereinzelten Gefechten: Am Bergfriedhof leisten einige SS-Mitglieder Widerstand und im Marstallhof trifft die US Army auf eine verschanzte Gruppe der Hitlerjugend. Im „Official Report of Operations“ der Amerikaner heißt es trotzdem: „The city of Heidelberg surrendered without a fight.“ Damit ist der Krieg in Heidelberg beendet.

31. März

Bei Speyer und Germersheim überquert französische Infanterie den Rhein. Nun sind Soldaten zweier alliierter Mächte in der Region.



Die Wehrmacht sprengte drei Bögen der Alten Brücke.

Ab April 1945

Die 63rd Infantry Division errichtet in Heidelberg ihren Gefechtsstand. Auf Höhe des Bismarckplatzes entsteht eine Pontonbrücke und der Großteil der US-Soldaten zieht schnell weiter, neckaraufwärts wird gekämpft. Der Krieg ist für Nazi-Deutschland zwar längst verloren, doch erst am 8. Mai 1945 kommt es zur Kapitulation.

In Heidelberg richtet die US Army Stützpunkte ein, welche den Krieg und die Gründung der Bundesrepublik lange überdauern werden: Die letzten US-Soldaten verlassen die Stadt im Jahr 2013.

Von Kaisa Eilenberger, Nicolaus Niebylski und Mara Renner

Laborfleisch: bislang blutig

Fleischproduktion verursacht Treibhausgas, verbraucht enorme Flächen und verschmutzt das Grundwasser. Außerdem müssen Tiere dafür sterben. Vielen Menschen sind solche Bedenken zwar wichtig, aber auf Fleisch verzichten möchten sie trotzdem nicht. In den letzten Jahren haben das auch Hightechfirmen bemerkt. Ihre Lösung: Fleisch aus Zellkulturen. Sind Steaks ohne Tierleid womöglich nur wenige Grillsaisons entfernt?

Stammzellen können sich zu verschiedenen Zellarten differenzieren. Je nach Umwelteinflüssen können so etwa Fett- und Muskelzellen entstehen. Diese Wachstumsbedingungen sind allerdings schwer zu gewährleisten. Zunächst einmal braucht es einen Bioreaktor mit Sauerstoffzufuhr, Wärmezufuhr und hohen hygienischen Standards.

Dann könnten die Zellen vermehrt werden, bräuchten sie nicht dauerhaft Überlebenssignale. Im Organismus werden diese hochkomplexen chemischen Signale von den umgebenden Zellen geliefert, bei Zellkulturen wird eine Mischung aus hunderten Proteinen und Nährstoffen namens FBS benötigt. FBS steht für fetales Rinderserum und wird aus dem Blut ungeborener Kälber geschlachteter Kühe gewonnen. So kostet die Produktion von Fleisch aus Zellkulturen mit FBS trotzdem zahlreiche Tierleben und ist ökonomisch kaum tragbar.

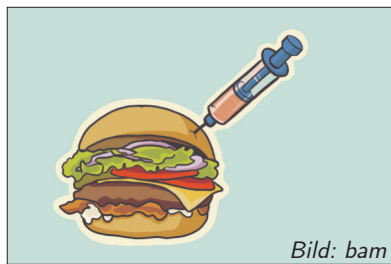


Bild: bam

FBS wird jedoch nicht nur für die alternative Fleischproduktion, sondern auch für die medizinische Forschung mit Zellkulturen benötigt. Diese leisten einen wichtigen Beitrag dazu, die Anzahl benötigter Tierversuche zu reduzieren.

Mittlerweile beschäftigen sich über 100 Unternehmen weltweit mit der Entwicklung von kultiviertem Fleisch. Die Investitionen in die Branche betragen jährlich über eine Milliarde US-Dollar. Der erste synthetische Burger wurde zwar schon 2013 produziert, die ersten funktionierenden Alternativen für FBS kamen jedoch erst in den letzten Monaten. Die hohen Investitionen bieten einen Anreiz, nicht nur Alternativen zu erforschen, sondern auch die Produktionskosten der einzelnen Bestandteile zu senken. Diese müssen nämlich oftmals in gentechnisch veränderten Bakterien hergestellt werden. Im Labor funktioniert das zwar recht gut, im großen Maßstab findet es aber nur für wenige Proteine statt.

Abgesehen davon wird Fleisch aus dem Bioreaktor vermutlich deutlich emissionsärmer als traditionelles Fleisch sein und bei der Produktion weniger Fläche brauchen. Durch Beheizung und Sauerstoffversorgung der Reaktoren wird allerdings mehr Energie benötigt. Wenn diese zum Beispiel aus Kohlestrom gewonnen wird, könnte alternatives Fleisch eine noch schlechtere CO₂-Bilanz als normales Fleisch aufweisen. Anders als ein Tier hat die verwendete Zelllösung zudem kein Immunsystem. Pathogene wie Viren könnten also ungehindert kiloweise Zellen zerstören. Daher braucht es pharmazeutische Sicherheitsstandards, die über die Sauberkeit bei normaler Lebensmittelproduktion weit hinausgehen. (bam)

Superkraft mRNA?

Gegen Corona haben mRNA-Impfstoffe schon ihr Potential gezeigt. Nun könnte diese Technologie schon bald gegen Krebs eingesetzt werden. Aktuelle Studien geben Grund zur Hoffnung

Moderna, Pfizer, Biontech, Curevac. Die meisten von uns werden die Zeit, in der diese Namen in aller Munde waren, wohl verdrängt haben. Und dennoch läuteten die Covid-19-Impfstoffe dieser Firmen das lang ersehnte Ende der Pandemie ein. Laut einer vorläufigen Studie der Weltgesundheitsorganisation WHO haben Corona-Impfungen allein in Europa seit Ende 2020 eine Million Menschenleben gerettet. All diese Impfstoffe haben gemeinsam, dass sie auf der mRNA-Technologie basieren. Das neuartige Verfahren schützt jedoch nicht nur vor Coronaviren – sondern bald vielleicht auch vor Krebs.

Impfungen, die auf der mRNA-Methode basieren, enthalten Botenstoffe mit dem genetischen Bauplan für ein bestimmtes Protein. Nach der Impfung wird die mRNA in die Zellen des Körpers aufgenommen. Die produzieren nun das gewünschte Protein. Das Immunsystem erkennt das Protein schließlich als Fremdkörper und merkt es sich. So erkennt es den Erreger schließlich als potentiellen Feind. Im Fall von Corona hat die Immunreaktion durch eine solche Impfung eine starke Schutzwirkung gegen Covid-19 erzeugt.

Auch in der Krebsforschung wecken mRNA-Impfstoffe große Hoffnungen. Obwohl sie dort schon seit rund 30 Jahren erforscht werden, war gerade die letzte Zeit durch bemerkenswerte Fortschritte gekennzeichnet. Das Prinzip ist dabei ähnlich wie bei Corona, es unterscheidet sich jedoch leicht in der Anwendung und Zielsetzung: Der Impfstoff versetzt das Immunsystem in die Lage, den Tumor zu erkennen und die Krebszellen gezielt



Ist die mRNA-Impfung die Superheldin im Kampf gegen Krebs?

Bild: heg

mit Antikörpern zu bekämpfen. Ein solcher Impfstoff gegen Krebs setzt also eine mRNA ein, die den genetischen Bauplan für ein Tumor-Antigen enthält. Wenn diese mRNA in die Zellen des Körpers eingebracht wird, produzieren die Zellen das Tumor-Antigen und stimulieren damit das Immunsystem, um spezifische Abwehrreaktionen gegen Krebszellen zu aktivieren.

Biontech arbeitete vor der Pandemie sogar schwerpunktmäßig an Krebs-Impfstoffen auf mRNA-Basis. Aufgrund der globalen Dringlichkeit durch Covid-19 hat das Mainzer Unternehmen seinen Fokus jedoch kurzfristig geändert. Ohne die Vorarbeiten aus der Krebsforschung wäre die Entwicklung der mRNA-Impfstoffe gegen das Coronavirus nie in so kurzer Zeit möglich gewesen.

In der Krebsforschung sind die Fortschritte mittlerweile vielversprechend. So sagen die Biontech-Gründer:innen Ugur Şahin und Özlem Türeci voraus, dass Krebs-Impfstoffe bereits vor 2030

verfügbar sein könnten, da es bereits erste Hinweise auf ihre Wirksamkeit gebe. Aktuell erprobt Biontech mehrere Krebsvakzine in klinischen Versuchen, die etwa gegen Darmkrebs, Hautkrebs, Prostatakrebs und weitere Tumore helfen sollen. Die britische Regierung arbeitet mit Biontech zusammen, um noch im laufenden Jahr bis zu 10.000 Patient:innen in klinischen mRNA-Immuntherapie Versuchen zur Krebsheilung zu testen. Dabei wird je nach Krebsart mit einer bestimmten Kombination von mRNA-kodierten tumorassoziierten Antigenen gearbeitet.

Das amerikanische Biotechnologieunternehmen Moderna hatte bereits auf Grundlage einer klinischen Studie erste Erfolge mit mRNA-Therapien bei schwarzem Hautkrebs verkündet. Im Rahmen dieser Studie erhielten einige von 157 schwer erkrankten, bereits operierten Menschen neben einem herkömmlichen Krebsmedikament auch einen personalisierten mRNA-Impfstoff. Moderna zufolge sank durch die

Kombinationstherapie das Risiko, innerhalb eines bestimmten Zeitabschnitts zu sterben oder erneut an Hautkrebs zu erkranken, um rund 44 Prozent.

Es bleibt jedoch die Herausforderung, dass die Krebszellen den gesunden Zellen sehr ähnlich sind. Tumorzellen können sich zudem tarnen oder das Immunsystem ausbremsen. Daher ist es viel schwieriger, einen mRNA-Impfstoff gegen einen körpereigenen Tumor zu entwickeln als gegen einen Angreifer von außen, wie im Fall von Covid-19. Auch deswegen sollte man die Hoffnungen auf ein Allheilmittel gegen Krebs derzeit noch zügeln.

Mithilfe einer mRNA-Impfung könnte das Immunsystem zwar übrig gebliebene Zellen nach der erfolgreichen Entfernung eines Tumors eigenständig bekämpfen. Das würde den Körper nach einer Operation vor einer erneuten Erkrankung schützen – und könnte im besten Fall eine Chemotherapie überflüssig machen. Ein mRNA-Impfstoff sollte dennoch nicht als Wunderwaffe gesehen werden, die zukünftig jeden Krebs besiegen kann. Denn auch die Impfung kann nur dann wirken, wenn das Immunsystem überhaupt in der Verfassung ist, den Tumor zu bekämpfen. Wenn sich bereits Metastasen gebildet haben, könnte es auch mit einem möglichen Impfstoff schon zu spät sein.

Die Forschung an diesen neuartigen Therapien steckt zurzeit noch in den Kinderschuhen. Es wird weitere klinische Studien brauchen, um die Wirksamkeit und Sicherheit von mRNA-Impfstoffen gegen Krebs zu bestätigen.

Von Marcel Impertro

ANZEIGE

VIELE VORTEILE FÜR DICH

Gewerkschaft
Erziehung und Wissenschaft
Landesverband
Baden-Württemberg

„Mit der GEW erfolgreich durchs Studium“

- Gut beraten sein** bei Fragen zum Studium und Berufseinstieg.
- Entspannt bleiben:** mit unserer Schlüssel- und Berufshaftpflichtversicherung sowie unserem Berufsrechtsschutz.
- Von Erfahrungen profitieren** mit unseren Fortbildungen, Praxishilfen und Unterrichtsentwürfen.
- Gutes tun** beim Einsatz für demokratische Teilhabe, Vielfalt und Bildungsgerechtigkeit.

www.gew-bw.de/studis

**IM
ERSTSTUDIUM
BEITRAGS-
FREI**

Foto: Karin Baur/PhotoCase

ChatGPT hat den Hype um künstliche Intelligenz erneut entfacht. Wenn der Server nicht gerade überlastet ist, steht das Sprachmodell von Open AI allzeit bereit, Rede und Antwort zu stehen. Komplexe Anfragen werden zum Großteil individuell und korrekt beantwortet, sodass menschliches Verhalten simuliert wird.

„Die Betonung liegt auf simuliert“, sagt Sandra Grinschl. Die promovierte Psychologin forscht und lehrt an der Uni Graz zu Mensch-Technik-Interaktionen. „Auch wenn die Aktionen teils menschlich wirken, Firmen können jederzeit die Systeme ausschalten“, so Grinschl. Außerdem arbeiteten die Algorithmen nur in Bereichen, in denen sie wiederum von zuständigen menschlichen Expert:innen anhand von Daten trainiert wurden. Neue Themengebiete könnten sie sich nicht erschließen. Ein Mensch hingegen verbinde verschiedenste Fähigkeiten in sich, wie Texte zu schreiben, kreativ und empathisch zu sein oder Auto zu fahren.

Künstliche Intelligenzen verarbeiteten zwar große Mengen komplexer Datensätze und lernten mit ihnen – Einsicht in diese Prozesse erlange das System jedoch nicht. „Die KI ist wie ein Vermittler zwischen zwei Menschen, die die jeweils andere Sprache nicht sprechen. Die KI kann die Sprache jedoch auch nicht, muss also immer im Wörterbuch suchen. Inhalte werden transportiert ohne eigenen Bezug“, erklärt Grinschl. Sie führt fort: „Eine Besonderheit an uns Menschen ist die Einsicht in die eigenen kognitiven Prozesse, also all das, was sich bei uns im Kopf abspielt. Wir sprechen hier von Metakognition.“ Außerdem würden im menschlichen Gehirn Informationen nicht als nüchterne Fakten abgelegt, sondern seien stets in Situationen eingebettet und mit Gefühlen verknüpft.

Um einer KI beizubringen, was ein Elefant ist, muss man ihr tausende Bilder zeigen. Für viele Kinder reicht dagegen ein einziger Zoobesuch. Das Tier zeichnet sich für das Kind nicht durch seine genauen Proportionen aus. Stattdessen bleiben der Laut „Törööö“ oder der

KI, wie geht's dir?

Fragt man ChatGPT, was es nicht könne, so werden sechs Punkte aufgelistet. Ganz vorne dabei: Emotionen, Empathie und Kreativität. Wo künstliche Intelligenz an ihre Grenzen stößt

„Die Betonung liegt auf simuliert“

lange Rüssel in Erinnerung, zusammen mit dem stehenden Stallgeruch. All das ist eingebettet in das Gefühl von Sicherheit und Liebe an der Hand von Oma.

Empathie und Emotionen, Kreativität, Spontanität und Anpassungsfähigkeit an neue Situationen: Das sind allesamt Fähigkeiten, die einer künstlichen Intelligenz fehlen. Für den Menschen sind sie jedoch sinnstiftend. Man möge sich einmal vorstellen, nichts mehr zu fühlen.

Doch was sind Emotionen überhaupt? Viel Forschung ist im Gange, heißt es, doch eine klare Antwort fehlt. Erfahrungen sind uns zugänglich, anders als Erklärungen oder Hintergründe zu ihnen. Ähnlich verhält es sich mit Empathie, aber auch mit Bewusstsein. Womöglich rührt gerade aus dieser Begrenztheit unseres

Verständnisses die Sorge, die KI könne ein Bewusstsein entwickeln. Wie können wir darüber urteilen, wenn wir selbst unser eigenes Bewusstsein nicht hinreichend erklären können?

„Um Antworten zu entwickeln, dürfen wir KI nicht verteufeln, sondern müssen ein verbessertes Verständnis für und im Umgang mit künstlicher Intelligenz entwickeln. Dafür bedarf es der Vernetzung verschiedener Bereiche – nicht nur technische Disziplinen, auch Gesellschafts- und Naturwissenschaften“, folgert Psychologin Grinschl. Auch die Gesellschaft müsste also verstärkt Netzwerke bilden, um interdisziplinären Austausch zu ermöglichen, mit dem Bonus einzigartiger menschlicher Fähigkeiten. (aka)



Computer, gib Pfötchen!

Wie Maschinen denken lernen

Hast du ein Haustier, vielleicht einen Hund? Dann hast du ihm bestimmt auch schon ein paar Tricks beigebracht, zum Beispiel „Sitz“ oder „Pfötchen“. Wie hast du das gemacht? Du musstest dem Hund immer ein Leckerli geben, wenn er den Trick richtig gemacht hat. So kann der Hund lernen, was du von ihm willst. Es gibt Menschen, die haben das auch getan, aber nicht mit Hunden, sondern mit einem Computer.

Nanu? Wie soll das denn gehen? Der Computer hat doch gar keine Pfötchen! Ja, da hast du Recht. Aber dafür kann er viele andere Dinge lernen. Zum Beispiel, wie man ein Bild malt oder eine fremde Sprache spricht. Das nennt man dann künstliche Intelligenz. Der Computer kann aber nicht denken, so wie du und ich, der Computer rechnet. Aber wie kann ein Computer schreiben lernen, wenn er doch nur rechnen kann?

So etwas geht mit einem künstlichen neuronalen Netz. Das ist ein schweres Wort. Der Computer macht damit unser Denken nach. Doch wie genau denken wir eigentlich? Menschen haben Nerven, davon hast du vielleicht schon gehört. Die Nerven haben viele Arme, wie ein Tintenfisch. Einer davon ist sehr lang, er heißt Axon. Das Axon schickt die Signale von einem Nerv weiter an andere, die ihre Arme danach ausstrecken.

Jeder Nerv kann entscheiden, wie er mit den Signalen umgeht, die er über seine kleinen Arme empfängt. Das Signal von einer bestimmten Zelle ist dann zum Beispiel doppelt so wichtig wie das von einer anderen. Und manche Signale können andere Signale wegnehmen, wie ein Rädiergummi. In der Mitte der Zelle werden alle Signale zusammengezählt. Wenn es genügend sind, gibt die Zelle auch ein Signal an ihre Nachbarn weiter.

So ein Signal muss also viele Hindernisse überwinden, um weiterzukommen. Das sorgt dafür, dass Signale ganz verschiedene Wege im Gehirn nehmen. Grün landet dann im Kopf an einer anderen Stelle als Blau, wenn du ein Bild betrachtest. Genauso funktioniert das auch beim Computer: Er bekommt statt Signalen Einsen und Nullen, rechnet alle zusammen und gibt am Ende entweder eine Eins oder eine Null zurück. Hängt man ganz viele dieser künstlichen Nerven aneinander, kann der Computer sogar Wörter schreiben.

Nun musst du den Computer nur noch trainieren, wie deinen Hund. Sagen wir mal, er soll Grün und Blau unterscheiden. Du zeigst ihm also ein blaues Bild, und wenn der Computer dann „blau“ sagt, gibst du ihm eine Eins zurück. Das ist das Leckerli für deinen Computer. Wenn er eine Farbe falsch erkennt, bekommt er eine Null. Das bedeutet für ihn, dass er die Signale anders verrechnen muss. So wie es für dich noch schwer ist, bis zehn zu zählen, macht auch der Computer am Anfang Fehler. Doch Übung macht den Meister, und wenn du geduldig bist, dann kann dein neues Haustier, der Computer, vielleicht bald Pfötchen geben. (lhf)

Im Künstlichen nichts Neues

ChatGPT kann Texte verfassen. Ist das schon literarisches Schreiben?

2016 ging eine Welle von Berichten durch die englischsprachige Presse, weil eine künstliche Intelligenz sich bei einem Literaturwettbewerb behauptete. Der Text mit dem Titel „The Day a Computer wrote a Novel“ schaffte es durch die erste Runde des „Nikkei Hoshi Shinchi Literary Award“ aus Tokio. Dieser ging schon zum dritten Mal an menschliche und maschinelle Autor:innen. Durch den Titel war die Herkunft des Textes eindeutig. Gerade deshalb fand er bei den Juror:innen Anklang. Ein Pressesprecher des Preises sagte etwa: „Das Werk hat mich überrascht, weil es ein gut strukturierter Roman war. Doch es galt noch einige Probleme [zu überwinden], um den Preis zu erhalten, wie etwa Beschreibungen der Charaktere.“ Genau genommen stammt der Text vom Informatiker Hitoshi Matsubara und seinem Team. Sie gaben der KI die Struktur, Plot, Umfang und die nötige Datengrundlage ein und korrigierten den Text der KI dann immer wieder nach.

Ist KI nun also Konkurrenz für Autor:innen? Sind menschliche Texte bald nicht mehr als solche zu erkennen, oder sogar schlechter als von der KI geschriebene? Das St. Galler Tagblatt denkt, dass sich hier der vom Philosophen Roland Barthes prophezeite Tod des Autors erfüllen würde. Das ist jedoch ein Missverständnis. Bei Barthes geht es um die Stellung des Autors in der



Bild: Bastian Mucha

Interpretation seiner Texte. Eine Übertragung auf die KI als völlige Ablösung des Autors geht also zu weit. Spannend ist jedoch die Implikation, die KI als Autor zu verstehen.

Ist KI also schöpferisch, schreibt sie originelle Texte? Ist die künstliche Intelligenz wirklich kreativ? Man kann einem Programm durchaus ein Vokabular beibringen, Satzstrukturen und Erzählregeln. Wenn sie aber all das könnte und zusätzlich das gesamte Wissen der größten Schriftsteller:innen aller Zeiten in sich vereinte, würde sie dann anfangen zu schreiben? Würde sie das Bedürfnis entwickeln, etwas Eigenständiges zu entwickeln? Woher sollte sie den Antrieb dafür nehmen? Large language models setzen Altes neu zusammen, das tun sie immer und immer wieder, bis etwas mehr oder minder Vernünftiges dabei herauskommt. Würde man ein solches Programm unendlich lang schreiben lassen, dann würde es theoretisch alle vergangenen, gegenwärtigen, zukünftigen, ja auch alle heimlichen Romane schreiben. Aber kann man KI deshalb schon als Autorin von Hamlet bezeichnen?

Wir scheinen nicht ausreichend zu beachten, dass Menschen die KI entwickelt haben, und dass Menschen versuchen, sie zum Schreiben zu bewegen. Sie handelt nicht eigenständig. Und all die Dystopien über Roboter, die ein Bewusstsein entwickeln und die Menschheit vernichten, erzeugen gerade durch die Bewussterdung der Maschine ihren ganz besonderen Schrecken. Also nein, die KI schreibt keine Literatur, weil sie grundsätzlich nicht eigenständig handelt. Das ist vielleicht etwas simpel. Wenn man Autor:innen aber lang genug mit der Frage nerven würde, warum sie schreiben, dann müssten sie wohl irgendwann sagen: Weil sie es eben wollen. Was würde eine KI antworten? (paz)

Kann man KI als Autor:in von Hamlet bezeichnen?

ANZEIGE



Aus die Maus

...und hinaus in's richtige Leben! Jenseits von Internet, Facebook, Instagram und anderen virtuellen Online-Tummelplätzen gibt ja auch noch das richtige Leben. Wie in unserem Weinladen, einem kleinen Ladengeschäft in der Heidelberger Weststadt, mit Regalen voll herrlicher Weine, mit Menschen die zuhören, mit Zeit, mit ehrlichen Angeboten und fairen Preisen. Schauen Sie doch mal rein bei uns. Sie brauchen keine App, kein Login und keinen QR-Code. Einfach vorbeikommen, wie im richtigen Leben...

Feine Weine in der Weststadt • Kleinschmidtstr. 18 • Heidelberg • www.feine-weine-weststadt.de

Liebe zur Primetime

Datingshows versprechen Romantik:
Wo Rosenregen und Regieanweisungen aufeinandertreffen

Love Island war die Einstiegsdroge, weiter ging es mit *Temptation Island*, bei *Are You The One* und *Ex on the Beach* bin ich hängen geblieben. Was als ironisches Amüsement und mit Augenrollen anfang, ist längst ernsthaftes Fan-Dasein und das *guilty pleasure* zum wöchentlichen Gesprächsstoff in der Freundesgruppe geworden. Dating-Reality ist so erfolgreich wie nie zuvor. Jedes Jahr schießen zig neue Shows wie Pilze aus dem Boden, alte bekommen eine neue Staffel oder eine VIP-Version für bereits prominente Kandidat:innen und amerikanische Erfolgsformate werden nach Deutschland gebracht.

Die Umstände variieren, das Ziel bleibt gleich: Bei *Dating Naked* wird – wie der Name sagt – nackt gedatet, bei *Love is Blind* wird gedatet, ohne sich zu sehen (surprise!). Bei *Ex on the Beach* kann jederzeit der oder die Ex reinschneiden und bei *Dated and Related* daten sich zum Glück keine Familienmitglieder, sondern Geschwisterpaare suchen gemeinsam in einer Villa nach einem*r Partner:in. Am Ende steht die große Liebe – und mit etwas Glück auch Tausende Euro Gewinn.

Eigentlich beobachten wir nur Max und Erika Mustermann bei der Partnersuche. Menschen, über die wir uns lustig machen, wenn sie vor einem Millionenpublikum wörtlich oder im übertragenen Sinne die Hosen runterlassen und die uns ähnlicher sind als wir zugeben möchten. Der Wunsch nach Liebe ist ein universeller, über den zu sprechen wir nicht müde werden. Kein Wunder, dass wir mit großen Augen vor den Bildschirmen sitzen, wenn unser Traumpaar nach drei Wochen Mexiko-, Griechenland- oder Spanienurlaub tatsächlich zusammenkommt und die neue Liebe zusätzlich mit 50.000 Euro besiegelt wird. Wenn die Realität doch nur so schön wäre... Aber Reality TV ist –

wie der Name nicht sagt – in der Regel mehr gestellt als realitätsnah. Auch wenn unsere liebsten Datingshows nicht geskriptet sind, spricht sie das nicht vom Inszenierungscharakter frei, durch den Fernsehen nahezu immer geprägt ist.

Während Spielfilme fiktionale Welten inszenieren, handelt es sich im Fall von Reality-TV um Inszenierungen von sozialen Arrangements. Ganz bestimmte Leute werden zu einem ganz bestimmten Zweck zusammengebracht, wodurch gewisse Situationen herbeigeführt werden, die im echten Leben so nie entstanden wären. „Performatives Realitätsfernsehen“ werden Shows genannt, in denen „normale“ Menschen agieren, zu Unterhaltungszwecken ihr Innerstes nach außen kehren und ihre Gefühle zu ihrem Kapital machen. Vor der Ausstrahlung wird von der Produktion aber gezielt und dramaturgisch nachgebessert und ein rosaroter Filter über die Show gelegt, sodass uns am Ende eine Real-Life „Romcom“ vorgesetzt wird. Dieser romantische Zeitvertreib kann sogar unser eigenes Leben beeinflussen. „Disneyfizierung der Liebe“ nennt der Paartherapeut Eric Hegmann die idealisierten Darstellungen von glücklichen Beziehungen. Wer auf eine Liebesgeschichte à la Arielle und Prinz Erik wartet, der wird enttäuscht.

Aber Ausnahmen bestätigen die Regel, und manchmal trifft Amors Pfeil die Richtigen. Wie im Fall von Julian und Stephi bei *Love Island* 2017, die die Zuschauenden den Glauben an die Liebe nicht verlieren lassen. Wer die Liebe nicht gefunden hat, darf sich nach der Teilnahme am Reality-Format immerhin „Reality-Sternchen“ schimpfen und wird mit diesem Titel vielleicht für RTLs neueste Promishow gecastet. Oder das Liebe-Finden hat so gut funktioniert, dass man gleich noch einmal will – auf Rudis Resterampe findet sich selbst

für den letzten geltungsbedürftigen Single Platz, sofern er oder sie genügend Potenzial zum Verlieben mitbringt (aka vermeintliche Schönheitsideale wie aufgepumpte Körper und aufgespritzte Lippen). Die Fixierung auf die äußerliche Erscheinung hinterlässt einen unangenehmen Beigeschmack, als könne Liebe nur zwischen makellosen Schönheiten erblühen. Wenn die dritte Kandidatin in Folge erzählt, dass sie auf Südländer stehe, weiß ich wieder, warum ich anfangs die Augen ver-

Hasta la vista, Arnie

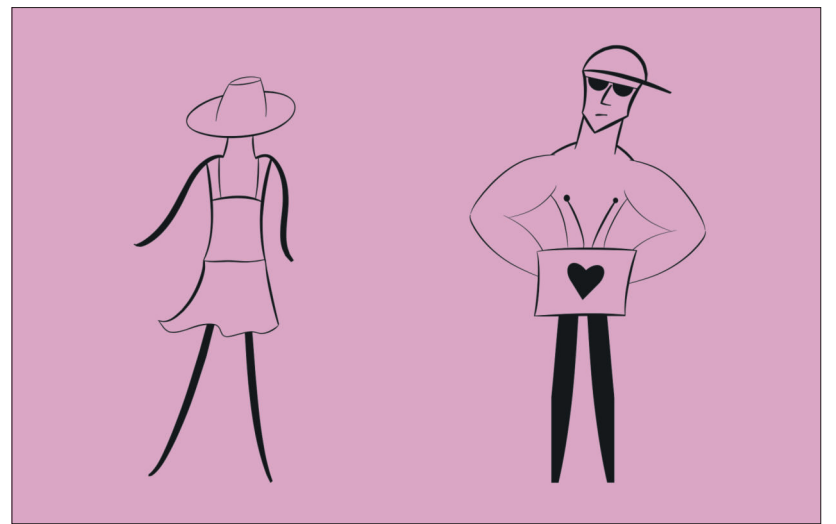
Wie Sarah Connor *Terminator 2* übernimmt

Der eine Film, in dem Arnold Schwarzenegger mal den „Good Guy“ spielen darf, wird immer mal wieder als bester Actionfilm überhaupt bezeichnet. Aber auch als gemäßigter Actionfan kann ich durchaus sagen, dass *Terminator 2 – Judgement Day* (1991) ein sehr sehenswerter Film ist. Nicht aber wegen Arnies Bizeps, sondern dem von Linda Hamilton aka Sarah Connor.

Es könnte eine simple Story sein: Guter Terminator kämpft ge-



Sarah Connor



Klischees sind der Kassenschlager.

Illustration: phr

dreht habe. Am Ende des Tages ist und bleibt Liebe und die Sehnsucht nach ihr ein Dauerbrenner. Ich würde mit Sicherheit einschalten, wenn

demnächst 20 Singles in einem Format namens „Liebe geht durch den Magen“ ihre Kochkünste beweisen müssten. Mark my words! (etb)

gen bösen Terminator um die Zukunft der Menschheit. Böser Terminator wird vernichtet, Happy End und Abblende. Doch dem ist nicht so, es wird tragisch: Auch Arnie muss dran glauben und opfert sich heroisch. Warum passiert das, beziehungsweise warum muss es so weit kommen? Sarah Connor scheint zunächst nur eine Nebenfigur im Film zu sein. Es ist erst unklar, was sie abgesehen von ihrem Coolnessfaktor in dem Film zu suchen hat. Denn sie spielt keine aktive Rolle im Terminator-Kampf, sondern möchte ausschließlich die Apokalypse verhindern und wird so zu einer entscheidenden Figur.

Die Apokalypse wird durch den Wissenschaftler Dyson in Gang gesetzt. Seine Entdeckungen führen zur KI Skynet, die ein Bewusstsein entwickelt und schließlich einen Nuklearkrieg auslöst, um die Menschheit zu vernichten. Nachdem Sarah Dyson erzählt, was passieren wird, ist er zwar schockiert und bereit, ihr bei der Zerstörung aller Forschungsergebnisse zu helfen, aber

zieht sich doch aus jeglicher Verantwortung. Im Laufe der Geschehnisse kommt die Frage auf: Hätte Dyson wissen müssen, dass seine Entdeckungen zur Apokalypse führen?

Nun: Seine Forschungsgrundlage sind Terminator-Überreste, also Relikte der Apokalypse. Vielleicht hätte er wenigstens nachfragen können, woher diese extrem weit entwickelte Technologie eigentlich stammt. Trotz aller Bedenken beschließt Sarah Connor, dass es noch nicht zu spät ist, das katastrophale Schicksal der Menschheit zu verhindern. Mit den Worten „No fate“ beginnt die eigentliche Problemlösung: Alle Spuren der Terminator müssen vernichtet werden, damit Skynet nie entwickelt wird. Deshalb reicht es nicht aus, einen Terminator auszuschalten. Die Existenz dieser Waffen ist das eigentliche Problem.

Terminator 2 ist ein überraschend komplexer Film, der sich nicht nur für dramaturgische Effekte ernste Probleme zum Thema macht. Bis in die letzte Konsequenz wird das Grundproblem ausgetragen, ohne dabei schwer und pathetisch zu werden. Und abgesehen von Arnies Schauspieltilletanz auch gute Unterhaltung.

Ein Kommentar von Patrizia Hinz

Platte Horror-Odyssee

Ari Asters neuer Film enttäuscht

Ganz zu Anfang: Ich mag keine Horrorfilme. Und ja, das mag ein schlechter Ausgangspunkt für eine Horrorfilmkritik sein, doch lasst es uns einfach mal versuchen. Wenn man Kritik äußert, soll man sie bekanntlich immer in Lob hüllen. Ja, „Beau is Afraid“ sorgt für Angstzustände. Permanente Angstzustände. Drei Stunden lang. In Sachen Horror hat der neue Film von Ari Aster sich also nichts vorzuwerfen.

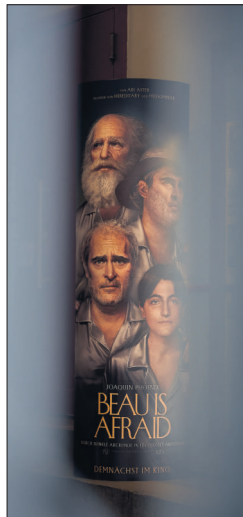
Manch ein Kritiker sieht in dieser Horrorkomödie wohl ein Meisterwerk der Regie und Dramaturgie, eine einzigartige Story. Doch entweder ich habe vor lauter Angst jeglichen Sinn für Subtilität verloren, oder aber die Handlung wurde außergewöhnlich platt auf dem Silbertablett serviert.

Beau, gespielt von Joaquin Phoenix, befindet sich auf einer Odyssee zu seiner Mutter. Der von Angstzuständen geplagte Mann muss miterleben, wie jede seiner Ängste vor seinen Augen real wird. So packt einen als Zuschauer die beständige Furcht vor dem, was

dem Protagonisten als nächstes in den Sinn kommt.

Doch dieses erstaunlich komplexe Motiv wird durch die zugrunde liegende Story leider komplett verhunzt. Eine gestörte Mutter-Kind-Beziehung trägt die Handlung genauso wenig durch drei Stunden Laufzeit wie das immerzu schwammige Gestammel von Beau, der konstant versucht, sich zu rechtfertigen. Man leidet mit ihm – und das in jeder Hinsicht. Dabei verspürt man weder Zuneigung noch echtes Mitleid für Beau, dem jegliches Charisma fehlt.

Das dann doch eher simple dramaturgische Konstrukt einer Heldenreise wird nur unterbrochen, als Beau seine eigene Geschichte als Brecht'sches Theaterstück durchlebt. Doch leider hebt dieser Kunst-



Aufreibend.

Foto: pxl

griff den Film keineswegs auf ein höheres Niveau, im Gegenteil: Es ist die einzige Szene, in der ich statt Angst Langeweile empfunden habe.

Immerhin: Die Grafiken in diesem Teil des Films sind schön anzusehen.

Die Horrorkomödie mündet in einem endlos langen Finale zwischen Beau und seiner Mutter, so lang, dass man zwischen den einzelnen Angstmomenten beständig auf die Uhr linsen mag. Auch die kleinen Details sorgen nicht dafür, dass der Film Tiefe erlangt. Die Nebenfiguren sind flach gezeichnet, da ändert die hochkarätige Besetzung wenig. Das Wiederkäuen der narzisstischen Störung von Beaus Mutter geht irgendwann nur noch auf die Nerven. Es tut mir leid, dass Ari Aster schon lang an dieser Materie feilt und ich sie einfach nicht wertschätzen kann. Die Botschaft des Films hätte man in einer halben Stunde erzählen können.

Ein Kommentar von Lena Hilf

ANZEIGE



Lust auf Deinen idealen Job?

Sei Assistent*in für Menschen mit körperlicher Behinderung und habe Freiraum für

- + Familie
- + Selbstständigkeit
- + Studium
- + Freizeit

Wir bieten Jobs ohne Vorerfahrung, von Minijob bis hin zu Vollzeit.

Individualhilfe
Ambulanter Dienst gGmbH

Telefon 06221.82817-0
info@indi-hd.de
www.indi-hd.de



Blut, Worte über Schöpfung und eine Megaschar an Jünger:innen – das Wort Kult, von lateinisch *cultus deorum* (Götterverehrung), erscheint passend für das Werk der indischstämmigen Kanadierin Rupī Kaur. 2015 ist sie auf Instagram auferstanden: „i bleed every month to make humankind a possibility. my womb is home to the devine. a source of life for our species. whether i choose to create or not. in older civilizations this blood was considered holy [...]“

Kaur predigte in diesem Post gegen die Tabuisierung der Menstruation; begleitet von einem Selbstportrait mit Blut auf Hose und Bettlaken. Zweimal hatte die Plattform den Beitrag entfernt. Er verstieß scheinbar gegen die Gemeinschaftsgebote. Nach einem Shitstorm wurde ihr Sermon reaktiviert und die Märtyrerin weltberühmt. Der ‚blutige‘ Instagramskandal beseelte Kaur’s Lyrik und die Kultstätte wurde zum Geburtsort sogenannter Instapoet:innen.

Genau acht Jahre später ist Kaur ein Popstar der Literatur. Neben ihren Büchern zählt sie 4,5 Millionen Follower:innen auf Instagram, ein Amazon Comedy Special und Welttourneen. Ihr 2014 im Selbstverlag veröffentlichtes Debüt *milk and honey* blieb drei Jahre auf der Bestsellerliste der New York Times, wurde in über 42 Sprachen

Lyrik zum Liken

Die Instapoetin Rupī Kaur ist die bis dato weltweit erfolgreichste Lyrikerin. Verdient ihre wortkarge Kachellyrik ein Like?

übersetzt und löste Homers *Odyssee* als erfolgreichstes Werk in Versform ab. Hermetische, akademisch-abendländische Dichtung findet man bei Kaur aber nicht. Ihre Gedichte sind Komposita aus Kleinbuchstaben in ‚Leichter Sprache‘ und Kritzeleien im One-Line-Stil.

Längst vorbei sind die Zeiten, in denen Literatur bedeutete, dass hieroglyphische Hinweise von elitären Minoritäten zu entziffern waren! Heute ist man der Sherlock Holmes der Literaturwissenschaft, wenn man das Oxymoron in „i have never known anything more | quietly loud than anxiety“ findet.

Schon auf den ersten Seiten ihrer Gedichtbände findet man kalenderspruchreife Plattitüden à la „you are lonely | but you are not alone | - there is a difference.“ Immer wieder stellt sich die Fra-

ge: Ist das Kunst oder kann das weg? Das Problem moderner Kunst ist, dass sie oft nur als solche erkennbar ist, weil sie in einer bestimmten Umgebung oder

Anordnung präsentiert wird. Während Unkundige gleich zwei Kunstwerke von Joseph Beuys versehentlich als Müll verkannten und zerstörten, verehren die Massen Kaur’s in Verse umbrochene Zeilen.

Die Gatekeeper der Literaturwissenschaft sehen es anders: Für die marxistische Literaturtheorie ist Kaur der kapitalistische Spiegel der Gesellschaft; für den Literaturwissenschaftler Moritz Baßler ist sie das Paradebeispiel für den populären Realismus im ‚Neuen Midcult‘: Literatur, bei der unser Gehirn Urlaub machen kann.

Während soziale Medien die Dolce Vita-Momente des Lebens zeigen, erzählen Kaur’s Kleinbuchstaben von sexueller Gewalt, Selbstliebe und Herkunft. In ihrer Lyrik inszeniert sie sich als Leidende und Heilende zu-

gleich. Sie ist der feministische Jesus des Instagramkults: Gelitten unter dem Patriarchat, zensiert, hinabgestiegen in das Reich der Depression, auferstanden – und so weiter. Oder in Kaur’s Worten: „i’ve been hunted. killed. and walked back to earth.“

Mit Kaur’s Gedichtbänden halten wir nicht das Hohelied der Gegenwart in unseren Händen. Aber wir können nicht übersehen, dass Kaur mit minimalistischer Wortdichte ein maximales Massenpublikum anzusprechen vermag: Seit der Veröffentlichung von Kaur’s Debüt ist in Amerika kein anderes literarisches Genre so rasant gewachsen wie die Lyrik.

Wenn sie im letzten Kapitel ihres dritten Buchs *homebody* schreibt „what a relief | to discover that | the aches i thought | were mine alone | are also felt by | so many others“, nennt sie das Phänomen ihres Erfolgs: Sie trifft den Nerv der Zeit.

Was dies über uns aussagt, bleibt an dieser Stelle lieber unausgesprochen. (dar)

Kulturhauptstadt Heidelberg

Eckart Würzner möchte Heidelberg zur Kulturhauptstadt Europas machen. Das ist ein jährlich von der EU an zwei oder drei Städte verliehener Titel, der die Vielfalt der Kultur in Europa herausstellen soll. In den jeweiligen Städten wird dann eine Reihe von Veranstaltungen stattfinden. Dieses Jahr sind das Timișoara in Rumänien, Veszprém in Ungarn und Elefsina in Griechenland. Unsere Stadt könnte hingegen frühestens im Jahr 2034 Kulturhauptstadt werden, in der voraussichtlich vierten Amtszeit des ewigen Bürgermeisters.

Heidelberg bietet eine derart herausragende Vielfalt an Kultur, dass Würzner für den Pressetermin die Stadt verließ – dieser fand im Patrick-Henry-Village (das ja wirklich nur auf dem Papier noch Heidelberg ist) in den Räumen des Metropolink-Festivals statt. Damit wandelte unser OB auf meinen eigenen Spuren. Das einzige Mal, dass ich dort war, war meine Mission ebenfalls, von der Heidelberger Kultur zu überzeugen: Letzten Dezember hatte ich Freunde aus der heimatlichen Kulturwüste Hamburg zu Besuch und wollte zeigen, was Heidelberg zu bieten hat. Trotz einer bösen Vorahnung ließ ich mich dazu belabern, mit ihnen zum Metropolink X-Mas Art Market zu gehen. Wir kauften Tickets für elf Euro und nahmen den Weg auf uns.

Was wir vorfanden, war eine Veranstaltung so schrecklich, dass es ein Erlebnis war: Eine alte Lagerhalle mit generischen Graffiti, schlechtem Techno und überteuerten Getränken. Dazwischen wenige Leute, die nicht wussten, wohin mit sich, einen ungläubigen Ausdruck im Gesicht, der zu sagen schien: *Was habe ich nur getan, als ich hierhergekommen bin?*

Das Ganze war wie eine Karikatur junger Kultur, irgendwie Berlin, nur in ungeil. Und Eckart Würzners Aushängeschild für Heidelbergs „herausragende Kulturszene“. Dabei hat Eckart Würzner schon mit seinen coolen Graffiti-Wahlplakaten gezeigt, dass er weiß, worauf die hippen Kids von heute stehen. Würzner meint: „Mit der Bewerbung als Kulturhauptstadt können wir viele weitere dieser Geschichten schreiben.“ Ich meine: Bitte nicht.

Ein Kommentar von
Moritz Becker

Mittwochabend 20:06 Uhr, der neue Karlstorbahnhof in der Südstadt ist bis auf den letzten Platz ausverkauft. Die Menge wartet ungeduldig auf ihn. Er lässt sich Zeit. Er weiß, wer er ist. Im nächsten Augenblick stürmt er mit Elan auf die Bühne, springt, hebt ab, ist abgehoben? Er landet nach extravaganteren Handbewegungen und provoziert tobendem Beifall auf seinem Stuhl in der Mitte der Bühne. „Moin! Schön, dass ihr da seid“, begrüßt Benjamin von Stuckrad-Barre sein Publikum. Schnell zündet er sich eine Zigarette an. Wer wolle, dürfe sich zum Rauchen zu ihm auf die Bühne setzen. Die Rahmenbedingungen werden klar kommuniziert. Zwei Stunden soll die Veranstaltung gehen, keine Pause, bei Langeweile bitte melden.

Während Heidelberg in den Himmel gelobt wird, erlangen Ingolstadt und Regensburg, wo ebenfalls Lesungen stattfinden, weniger Sympathie. „Die Städte wurden von meinem Therapeuten eingepflanzt, damit ich nicht völlig ausflippe“, erklärt er. Dort wurden bis jetzt am wenigsten Tickets verkauft. Für Stuckrad-Barre ist die Rechnung klar: Anzahl der verkauften Tickets ist gleich Liebe. Heidelberg kenne er schon gut von seinen Klinikaufenthalten, er liebe die Stadt. Bei der Eisdielen „Gelato to go“ sei er schon gewesen. Genauso wie im alten Karlstorbahnhof, wohin er sich zuvor verirrt habe.

Benjamin von Stuckrad-Barre, 47 Jahre alt, Sohn eines Pastors, ist deutscher Schriftsteller und Journalist. In seinem letzten Erfolgsroman „Panikherz“ verarbeitete er seine Drogensucht. Jetzt erschien sein neuestes Buch: „Noch wach?“. Nachdem er sein Werk erst als erschreckendes Corona-Tagebuch, „psychologisch unheimlich dicht“ und dann als Liebesdrama vorstellt, indem ein „süßer Boy“ unheilbar krank wird, aber bitte noch einmal das Meer sehen möchte, gelingt im dritten Anlauf der Einstieg. Wie an diesem Abend noch öfter betont, seien im Roman beschriebene Vorgänge und Personen vollständig er-

funden. „Das soll ich Ihnen sagen, sagt ein Freund, der Jura studiert hat“, meint er verschmitzt.

Im Roman berichtet Stuckrad-Barre, als „fiktiver Ich-Erzähler“ getarnt, von Gesprächen mit verschiedenen Mitarbeiterinnen, die sexuelle Übergriffe durch den Chefredakteur einer Boulevardzeitung in Berlin erlebt haben. Junge Frauen, welche im Chefredakteur den nötigen Halt in der sonst rauen Reaktionsatmosphäre fanden. Während ihre Beziehung immer enger wurde, distanzierte sich das Umfeld.

Das Angebot mit ihm auf der Bühne zu rauchen, nimmt keiner an. Stuckrad-Barre kommentiert: „Naja, ich bin ja auch super selt-

Gesellschaft sei es das Geringste beim Verkabeln für die Abendshow im Fernsehen begrabscht zu werden. Sie ist sich über den Einsatz ihres Äußeren bewusst. Um zur Primetime moderieren zu dürfen frisiert sie ihre Haare wie aus der Chefetage gefordert. „Als Frau haben wir immer Nachteile, jetzt haben wir einmal einen Vorteil, diesen muss man nutzen.“ Doch auch Sophie fühlt sich zunehmend in die Ecke gedrängt und fürchtet um sich und ihren Job.

Sein Buch, das bereits ausführlich in den Medien diskutiert und teils kritisiert wurde, sei kein Debattenbeitrag, sondern ein Roman. Dennoch ist die Parallele zur Sprin-

stattdessen fallen nun Millionen von Leser:innen ihr eigenes Urteil.

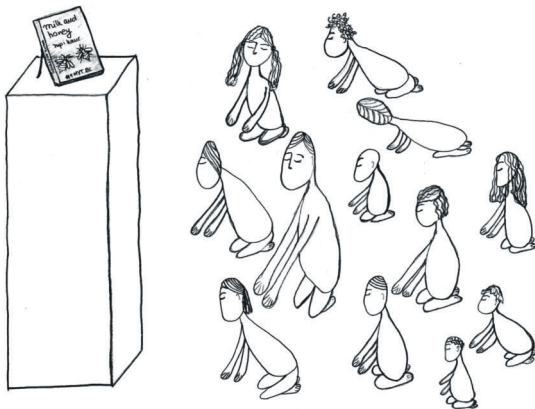
Im Roman und auch in der Wirklichkeit wird der übergriffige Chefredakteur vorerst vom Verlagschef geschützt. Der rechtsorientierte Verlagschef ist wiederum mit dem „fiktiven Ich-Erzähler“ befreundet. Er vertrete zwar rechtsradikale Ansichten, mögen tue er ihn trotzdem. Zumindest zu Beginn, am Ende des Romans ist von „Ex-Freund“ die Rede. Die Personen werden vielschichtig beschrieben, wobei sich gegensätzliche Eigenschaften in einem Charakter vereinen. Es ist wie in Stuckrad-Barres neuer Uhr, deren Zifferblatt schwarz-weiß gestreift ist. Unpraktisch zum Lesen der Uhrzeit, meint er. So ist es eben den ganzen Abend lang 6 Uhr.

Als stolzer Vater ist immer wieder von seinem Sohn Jonny, mittlerweile zehn Jahre alt, die Rede. Seitdem er nicht nur von Bagger, Auto und Oma sprach, sondern eines Tages sagte: „Mir gehts nicht gut, ich muss mich hinlegen“, nehme er ihn als Mensch wahr.

Stuckrad-Barre stellt wiederholt Fragen an die Audienz, „aus menschlichem Interesse.“ Am Ende freue er sich Fotos zu machen, mit so tollen Menschen. Menschen scheinen ihn zu begeistern, genauso wie er sie fürchtet. „Wer schlau ist hat auch Angst“, ist ebenfalls ein Zitat seines Sohnes.

Stuckrad-Barre breitete über den Abend verteilt eine Palette an Charakterzügen und Emotionen aus, unmöglich ganz zu greifen, schwierig anzugreifen, doch ergreifend. Es ist 6 Uhr. Nach zwei Stunden großer Unterhaltung und lautem Applaus tritt er von der Bühne ab. Nochmal zurück kommt er nicht, die Angst vor einem leeren Saal scheinbar zu groß. (aka)

if this was a poem
by rupi kaur
it would look
like this
- the holy book



Kaur’s Jünger:innen beten ihr Werk blind an

Bild: dar

Weiter im Text

Benjamin von Stuckrad-Barre liest aus seinem neuen Roman „Noch wach?“ Über Angst, Machtmissbrauch und seinen Sohn



Foto: Johannes Immel

„Ich bin ja auch super seltsam, aber nicht gefährlich, nur zu mir selbst.“

sam, aber nicht gefährlich, nur zu mir selbst. Da ist auch viel Unsicherheit dabei... Also weiter im Text.“

Sophie, ebenfalls Mitarbeiterin in der Redaktion und von den Übergriffen betroffen, fällt durch ihre nüchterne Betrachtungsweise auf. In einer von Sexismus geprägten

ger-Affäre deutlich. Kein Wunder, wenn sich nun Figuren aus dem Buch bei ihm melden würden, so der Autor. Doch dies sei der Vorteil an der Kunst: „Man wirft zuerst.“ Wenn alle irgendetwas meinen würden, sei er schon wieder weg. In der echten Welt wurde bis heute kein rechtskräftiges Urteil gesprochen,

„Eine Herzenssache“

In Australien spaltet ein Referendum über die Rechte der indigenen Bevölkerung den Kontinent – auch die Indigenen selbst

Mit tränenerstickter Stimme verkündete Australiens Premierminister Anthony Albanese bei einer Pressekonferenz Ende März, worauf viele Australier:innen schnellst erwartet hatten: Noch Ende des Jahres soll eine Volksabstimmung darüber entscheiden, ob die indigene Bevölkerung in der Verfassung anerkannt wird und eine Stimme im Parlament erhält. „Es ist ein bescheidenes Anliegen. Ich rufe ganz Australien auf: Nutzt diese Chance!“, warb der Sozialdemokrat, der das Vorhaben nach dem Wahlsieg im Mai 2022 zu seinem Herzensprojekt erklärt hatte.

Konkret geht es bei dem Referendum mit dem Titel „Voice to Parliament“ um die Errichtung eines Gremiums, das die Regierung in allen Ureinwohner-Fragen beraten soll. Bereits auf einem Verfassungskonvent im Mai 2017 hielten Indigene im „Uluru Statement of the Heart“ ihr Reformstreben fest. Es gehe ihnen darum, als indigene Völker – die den Kontinent seit rund 65.000 Jahren bewohnen – gestärkt zu werden und ihren rechtmäßigen Platz im eigenen Land einzunehmen. Weiter hieß es: „Die Ureinwohner-Stimme muss in der Verfassung verankert sein, damit sie nur von euch, der australischen Bevölkerung, verändert werden kann –

nicht von den Launen der Regierung“. Bis dato werden indigene Völker in Australiens Verfassung nicht erwähnt, Bürgerrechte erlangten sie erst 1967.

Dass Ureinwohner:innen – wie der Name des Referendums suggerieren könnte – bislang gar keine Stimme im Parlament hatten, stimmt jedoch nicht. Immerhin sind elf der 227 Abgeordneten auf Bundesebene indigene Abstammung. Seit 1972 gibt es zudem ein Ministerium für indigene Australier:innen. Dennoch erfahren viele indigene Völker

geografische und soziale Isolation. Häufig ist ihre Lebensrealität von Arbeitslosigkeit, häuslicher Gewalt und Alkoholmissbrauch geprägt. Nicht zuletzt schlägt sich dies in der geringeren Lebenserwartung der Indigenen nieder, die in den abgelegenen Gebieten sogar 14 Jahre unter jener der restlichen Bevölkerung liegt. Auch Kinder sind von enormer Benachteiligung betroffen: Laut Amnesty International sei das Risiko ins Gefängnis zu kommen für indigene Kinder 24 Mal höher als

unter ihren nicht-indigenen Mitschüler:innen. Dass diese Unterschiede strukturellen Ursprungs sein müssen, wird im „Uluru Statement of the Heart“ ebenfalls betont: „Wir sind kein von Natur aus kriminelles Volk. Unsere Kinder werden in noch nie da gewesenem Ausmaß ihren Familien entrissen. Das kann nicht daran liegen, dass wir keine Liebe für sie übrighaben.“

Laut Linda Burney, amtierende Ministerin für indigene Australier:innen, sei das Referendum eine einfache Frage, gar eine Herzenssache. „Wollt ihr bessere Umstände für Ureinwohner-Völker, indem wir

man das indigene Gremium theoretisch bei allen Themen zurate ziehen. Skeptische Stimmen befürchten daher ausufernde Befugnisse und verweisen auf den benachbarten Inselstaat Neuseeland, wo der Stamm der Maori beträchtliche politische Mitspracherechte genießt.

Doch auch manch indigene Australier:innen sprechen sich gegen die vorgeschlagene Verfassungsänderung aus, so zum Beispiel Jacinta Price, Burneys liberale Schattenministerin und Gesicht der Nein-Kampagne. Ein elitäres Gremium in der Hauptstadt Canberra könne die Probleme der indigenen Völker vor Ort nicht beheben – erst recht nicht, wenn man die enormen Unterschiede der rund 500 indigenen Stämme und ihrer 900.000 Mitglieder bedenke. Zudem dürfe man das Land nicht nach ethnischer Herkunft einteilen. „Ich werde für Nein stimmen, weil es uns nicht vereinen, sondern spalten wird“, resümiert Price.

Ob sich die Verfassungsänderung, über deren Gesetzentwurf das Parlament im Juni abstimmt, als Erfolg erweisen wird, liegt letztendlich an der Zustimmung der Australier:innen. Formell ist eine doppelte Mehrheit nötig: eine Mehrheit in vier der sechs Bundesstaaten sowie die der Gesamtstimmen. Laut Umfragewerten des Marktforschungsinstituts Roy Morgan verzeichnet das Ja-Lager mit 46 Prozent derzeit noch einen geringen Vorsprung gegenüber der Nein-Stimmen mit 39 Prozent. Da es in Australien eine Wahlpflicht gibt und Unentschiedene bei Referenden erfahrungsgemäß zum Nein tendieren, muss sich erst noch zeigen, ob Albanese sein Versprechen erfüllen kann. (lzf)



Die Flagge der Ureinwohner:innen.

Valborg

Die schwedische Walpurgisnacht mit Hering, Bootsrennen und Maifeuer

Uppsala ist eine Großstadt im Westen Schwedens, eine halbe Stunde mit dem Zug von Stockholm entfernt. Für gewöhnlich tummeln sich hier Studierende zwischen Tourist:innen, die anreisen, um sich Gräber von Wikingern anzusehen. An „Valborg“, in der sogenannten Walpurgisnacht, wird jedoch aus der verträumten Stadt jedes Jahr ein Schauplatz des Spektakels.

Valborg ist eine schwedische Tradition, die besonders in die Studierendenstadt Uppsala Besu-

in Uppsala Studierende zu schwedischen Liveacts ein drittes Mal durch die Nacht.

Das Fest läuft folgendermaßen ab: An allen drei Tagen veranstalten Studierenden-Verbindungen („Nations“) Festivals, genannt „Skvalborg“ und „Kvalborg“ und „Valborg“. Der letzte Tag im April („sista april“) ist jedoch der Haupt-Veranstaltungstag.

Der Valborg-Tag begann um 7 Uhr mit einem Sektfrühstück. Pünktlich um zehn Uhr startete das Bootsrennen („forsrännigen“) auf dem Fluss „Fyrisån“, bei dem Studierende auf bunten Styropor-Booten den Fluss herabfahren. Dabei warf das ein oder andere Boot an der Stromschnelle seine Insassen ins eiskalte Wasser. Danach wurde um 11:45 Uhr beim Heringsmittagessen („Silllunch“) gegessen. Um 15:00 Uhr versammelte sich die Stadt vor der Bibliothek Carolina Rediviva und zählte feierlich die letzten Sekunden bis zum Frühling herunter („fem, fyra, tre, två, ett – glad vår/Froher Frühling!“).

Gespannt lauschte die Menge danach der Rede des Vize-Kanzlers der Universität, welcher den Frühling offiziell willkommen hieß. Daraufhin applaudierten die Massen, winkten mit ihren Studierenden-Mützen und feierten den Frühlingsbeginn. Kurze Zeit später liefen Studierende zu den Nations, um bei Champagner-Fontänen zu feiern, oder sie gingen in den Ekonomikum-Park, wo ausgelassen auf Picknick-Decken bei Musik gelacht und getrunken wurde. Ab 17 Uhr feierten die fein gekleideten Herrschaften in Fracks und Ballkleidern im Schloss den Walpurgis-Ball, welcher um 21 Uhr vom Chor-Gesang vor dem Schloss unterbrochen wurde.

Auch im historisch bekannten Stadtteil Alt-Uppsala, wo einst die Wikingen lebten, wurde um 21 Uhr mit einem großen Mai-Feuer und beachtlichem Feuerwerk der Tag und das Fest feierlich beendet. Während am 1. Mai in Deutschland manch einer von einem Maibaum überrascht wurde, begrüßte die meisten in Uppsala am Morgen ein Kater. (mad)



Ein großes Walpurgisfeuer. Bild: mad

cher:innen aus dem ganzen Land anzieht. 2023 füllten circa 100.000 Menschen die Straßen der Stadt, als Schweden am 30. April den Wechsel vom Winter zum Frühling einläutete.

Als 1823 einige Studierende Uppsalas den Schlossberg erklommen, um die Mai-Feuer der Stadt zu sehen, widmeten sie spontan ein Lied dem Frühling. Damals ahnten sie wohl nicht, welche Ausmaße ihre Initiative 200 Jahre später annehmen würde. Uppsalas Studierende feiern heutzutage ein dreitägiges Event voller Partys und Alkohol. Sie füllen die Stadt mit Musik und Gelächter. An diesen Tagen setzt das Alkoholverbot auf den Straßen gezwungenermaßen aus.

Während in Deutschland Verliebte in der Nacht vom 30. April 2023 auf den 01. Mai 2023 heimlich einen Maibaum aufstellten, tanzten

ANZEIGE

Kostenlose Depotführung für Junge Kunden

meinDepot *
Trading – einfach. immer. überall.

weitere Informationen zu meinDepot

Scan me

- **kostenlose Depotführung**
- **kostenfreie Sparpläne**
- **Trades für nur 4,95€**
bei Tradegate und Quotrix

Du bist zwischen 18 und 30 Jahre alt? Dann informiere dich am besten direkt bei deiner Heidelberger Volksbank und sichere dir die Vorteile!

* Voraussetzung für die Online-Depoteröffnung ist ein Girokonto bei der Heidelberger Volksbank eG sowie ein Zugang zum OnlineBanking.

HEIDELBERGER VOLKS BANK
Ihre Bank

Rentier, Mine und Turbine

In Nordeuropa geraten Regierungen mit dem indigenen Sámi-Volk in Konflikt über die Nutzung ihres Landes.
Eine Bestandsaufnahme

Was sind wir bereit, für Klimaschutz und die Nutzung von Bodenschätzen zu opfern? Fleischkonsum und Fas Fashion vielleicht, aber unsere Heimatstadt oder unsere Kultur?

In Nordeuropa ist diese Frage ausschlaggebend für die Zukunft ganzer Gebiete des Polarkreises, die Heimat und Eigentum des einzigen indigenen Volkes Europas sind. Die Sámi wohnen im hohen Norden. Ihr Gebiet, Sapmi genannt, zieht sich

von der Nordküste Norwegens bis zur Kola-Halbinsel in Russland. Historisch haben die Sámi wie die meisten indigenen Völker systematische Unterdrückung, Enteignung und absichtliche Zerstörung ihrer Kultur erfahren. Seit den späten 70-er Jahren bemühen sich die nordischen Regierungen zumindest auf dem Papier um ihre Rechte – mittlerweile bestehen in allen nordischen Ländern Sámi-Parlamente, der Erhalt und die Förderung ihrer Sprache und Kultur ist rechtlich verankert. Die Natur und vor allem der traditionelle Beruf des Rentiertreibers sind integraler Bestandteil dieser Kultur.

In den letzten Jahren häufen sich die Konflikte zwischen den Sámi und den nordischen Regierungen, weil sich in ihren Gebieten wertvolle Rohstoffe und Möglichkeiten zur Energiegewinnung befinden, die für die jeweiligen Länder sowie für die EU von Interesse sind.

Schweden

In Schweden befindet sich ein Großteil der Minen in Sapmi, doch für die indigene Bevölkerung ergeben sich daraus kaum Vorteile. Im Gegenteil, die negativen Folgen einer neuen Mine reichen weit über das erwartete Maß hinaus: Minenprojekte in Stihke und Kaunisvaara zeigen unvorhergesehene Langzeitfolgen, wie den Verlust oder die absichtliche Zerstörung von materieller Kultur und kulturellen Praktiken und starke psychologische Belastungen sowie Drohungen von Gewalt gegen Menschen und ihre Tiere, die sich gegen die Minenpro-

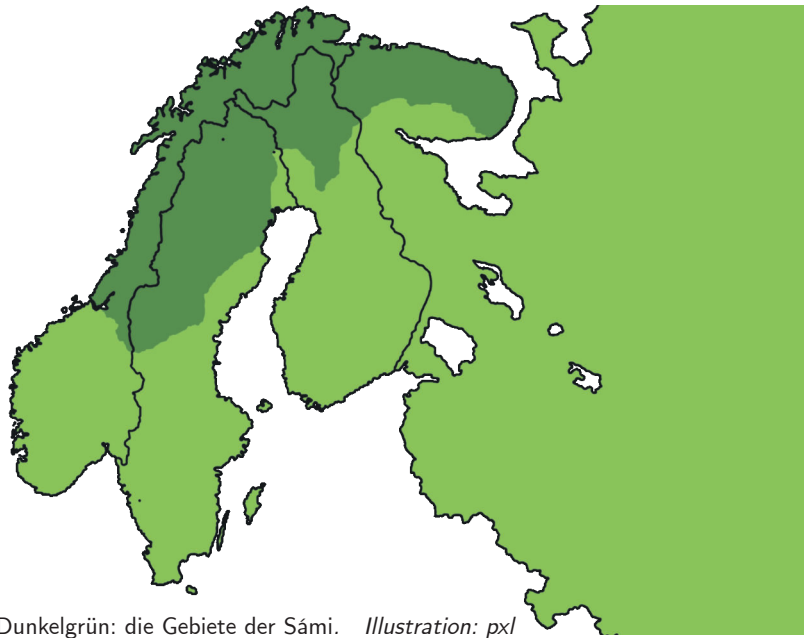
jekte stellen. Die negativen Effekte der Minen auf die Natur und die Rentiere ermöglichen es den dort lebenden Sámi nicht, ihr Leben regulär weiterzuführen.

Die Stadt Kiruna in Nordschweden, Sitz des schwedischen Sámi-Parlaments, muss umziehen, da wegen jahrelangen Eisenerzabbaus die ganze Stadt einsturzgefährdet ist. Im Februar dieses Jahres gab das staatliche schwedische Bergbauunternehmen LKAB bekannt, sie hätten in Kiruna seltene Erden entdeckt, die es Europa möglich machen könnten, einen gewissen Grad an Unabhängigkeit von China zu erlangen. Die Nachricht wurde EU-weit mit Freude empfangen – die Nachteile für die indigene Bevölkerung überhaupt nicht erwähnt.

Norwegen

Seit etwa anderthalb Jahren steht in Norwegen ein Windpark auf der Halbinsel Fosen, der mittlerweile vom obersten Gerichtshof des Landes für illegal erklärt wurde. Die Baugenehmigung des Windparks war nachträglich entzogen worden, da es das Recht der Sámi auf kulturelle Ausübung einschränkt. Ein konkreter Plan, was mit den Windrädern passieren soll, wurde jedoch nicht vorgeschlagen. Die Regierung hat sich entschuldigt, doch ein Abbau und die Freigabe des Landes steht noch nicht in Aussicht – höchstens ein Kompromiss, bei dem die Rentiere die Fläche trotz der Windräder nutzen könnten.

Die norwegischen Sámi protestieren seit dem Beschluss für einen Abriss des Windparks, bis jetzt oh-



Dunkelgrün: die Gebiete der Sámi. Illustration: pxl

ne Erfolg. Im Februar besetzten sie das norwegische Ministerium für Öl und Energie – es endete mit Konfrontationen mit der Polizei. Seitdem hat sich wenig geändert, die Diskussionen gehen weiter.

Finnland

Auch in Finnland werden die Rechte der Sámi nicht ausreichend geschützt. Das Sámi-Parlament in Finnland hat nicht das Recht, sein eigenes Wahlrecht zu gestalten. Die finnische Regierung bestimmt, wer bei den speziellen Wahlen teilnehmen darf. Dies hat dazu geführt, dass auch Menschen an der Wahl teilgenommen haben, die von der Gemeinschaft der Sámi nicht als zugehörig eingeschätzt werden. Angesichts der Wahlen im März 2023 wurde erneut versucht, dem Sámi-Parlament das Recht zu verleihen, sein eigenes Wahlrecht zu bestimmen – es scheiterte im Februar. Dabei wurde die finnische Regierung bereits von der UN darauf hingewiesen, dass die aktuelle Regelung gegen internationale Konventionen

verstößt. Aktivist:innen gehen davon aus, dass die Regierung auf Zeit spielt, da Diskussionen über Natur und Bodenrechte, zu denen mögliche Minenprojekte, aber auch Naturschutz und Fischungsrechte gehören, noch anstehen. In Finnland ist die Regierung rechtlich verpflichtet mit dem Sámi-Parlament bei Themen, die sie betreffen, zusammenzuarbeiten – wenn dort jedoch Menschen sitzen könnten, die nicht Teil der Minorität sind, kann es schwierig werden, deren Interessen durchzusetzen.

Die Natur von Skandinavien und Lappland ist für die Klimaneutralität, Biodiversität und das kulturelle Überleben der indigenen Völker unabdingbar. Nur ist es leider profitabler, die Natur für Energie und Phosphat auszunutzen. Die Regierungen Nordeuropas setzen sich international für Menschenrechte und die Rechte indigener Völker ein. Es ist schade, dass sie sich innerhalb ihrer eigenen Grenzen nicht dazu berufen fühlen, den gleichen Enthusiasmus beizubehalten. (koe)

Heute Regen, morgen Streik

Seit Januar kämpfen Studierende in Frankreich gegen die Rentenreform und für mehr Mitbestimmung an der Universität – auch an der Sorbonne



Personals

nmi: Ich hab keinen Bock mehr auf meine Nazis!

mar: Ich würde absurde Dinge tun, um jemanden zu heiraten, der Schokolowski heißt.

jli: Da muss ne Bombe hin! Steht auf meiner To-Do-Liste.

mon: (über die Personals) Es ist diesmal wenig Hurencontent dabei!

paz: Was haltet ihr von ballern?

jli: Also, akademische Ausbeutung finden wir gut.

mbe: Also ich finde, man sollte nicht selbstkritisch sein.



Die Uni bleibt heute zu. Foto: ffi

orten sind die Studierenden in politischen Interessensgruppen (Syndicats) organisiert. Sie kämpfen gegen die Rentenreform, aber auch für mehr Mitbestimmungsrechte. Denn an der Sorbonne gibt es weder Fachschaften, noch Parlament oder andere Partizipationsmöglichkeiten für Studierende. Die Mitglieder der

Syndicats wollen nicht länger politisches Desinteresse vorgeworfen bekommen, sondern mitentscheiden – an der Universität und landesweit. Seit Januar haben sie deshalb an mehr als 15 Tagen verschiedene Zentren der Sorbonne blockiert.

Die Verwaltung duldet die Blockaden aus Angst vor Polizeigewalt. Jeden Morgen wird bekannt gegeben, welche Campus geschlossen bleiben. Meine Dozent:innen und Kommiliton:innen gehen damit um wie mit dem Wetter: Heute regnet es, morgen ist Streik. Die meisten Studierenden wohnen in winzigen Zimmern und sind auf die Infrastruktur der Universität angewiesen. Dennoch nehmen sie die Blockaden hin, man lebt damit. Wofür die Syndicats genau kämpfen, ist vielen jedoch nicht klar.

Bemerkenswert ist, dass die Seminare an der Sorbonne viel hierarchischer strukturiert sind als in Heidelberg. Die Studierenden werden mit Vornamen angesprochen, nie wird kritisch nachgefragt – was der Prof sagt, gilt. Wie passt das

mit dem politischen Kampfgeist der Demos und Blockaden zusammen? Die Proteste haben eine gewaltige Kraft, viele junge Menschen kämpfen für ihre Interessen, schließen sich selbstverständlich der Bewegung an. Man kann sich die Haltung nur mit der Geschichte Frankreichs und einer anderen politischen Kultur erklären: Streik, Arbeitskampf und Regierungskritik sind Teil des französischen Selbstverständnisses. Die politische Autorität geht hier von den Gewerkschaften aus. Warum man den Protest unterstützt, klärt sich für manche erst im zweiten Schritt.

Es scheint paradox, dass in Frankreich ein machtkritischer Mainstream existiert. Die Masse folgt im Streit um die Rentenreform nicht automatisch dem mächtigeren Akteur, stattdessen ist Regierungskritik Standard. Die Unterstützung der Jugend ist dabei ein entscheidender Faktor. Nicht nur einmal habe ich mir diese Vehemenz auch für den Kampf um mehr Klimaschutz bei uns gewünscht. (ffi)

... lässt es lieber!

In der letzten Ausgabe erschien ein Artikel, der Bergheim heißlaufen ließ. Doch warum bei Powi aufhören, wenn es so viele Fächer gibt, die man besser nicht studiert?

Kunstgeschichte

Du willst was mit Kunst machen, hast aber zum Malen kein Talent und für Performance Kunst noch zu viel Würde? Etwas mit Prestige studieren und danach in einen prekären Arbeitsmarkt entlassen werden? Und wenn du dann auch noch gerne schwarze Rollkragenpullover und Doc Martens trägst, dann bist du bei der Kunstgeschichte genau richtig!

Während deine Freund:innen Gesetzestexte und Mathe pauken, lernst du die verschiedenen Schulen der karolingischen Buchmalerei auswendig und schauts dreistündige, russische Stummfilme. Mit Raucherpausen selbstverständlich.

Klar, hier lernst du vielleicht nicht, wie man Krebs heilt oder Brücken baut, aber in gotischer Klosterarchitektur macht dir nach diesem Studiengang keiner mehr was vor! (mar)



Das Theoretikum: immer gleich hässlich. Foto: Till Gonser

Um zu entscheiden, ob ein Studiengang interessant sein könnte, muss man sich erstmal dessen Aufbau ansehen. Und wo findet man normalerweise die handfesten Inhalte eines Studiengangs? Im Modulhandbuch. Doch bei MoBi ist das alles anders. Im so proklamierten „Elitestudiengang“ werden Seminare ausgewiesen, die es seit Jahren nicht mehr gibt. Schnell bemerkt man, dass im besagten Handbuch teilweise die „technologie“ vergessen wurde, denn de facto müsste der Studiengang „Molekularbiologie“ heißen. Für die Module gibt es ungefähr so viele Wahlmöglichkeiten wie beim Tagesessen in der Mensa.

„MoBis“ werden oft wahllos in die Vorlesungen der Chemiker:innen geworfen, was selbst die Dozierenden für sinnlos halten. Hat man sich mit all dem abgefunden und will nun die wohl verdienten Prüfungsleistungen erfahren, muss erst einmal ein Bote in die hintersten Ecken des Theoretikums geschickt werden. Digitalisierung ist hier dazu da, ein Drittel der Vorlesungsinhalte wenige Tage vor der Klausur für den Heimweg mitzugeben, da die:der Dozierende in der Vorlesung zu sehr getrödeln hat. Allgemein ist das Studium in Regelstudienzeit nur am Rande eines Burnouts oder mit einer Hochbegabung zu schaffen. (heg, bam)

MoBi

18 Punkte bekommt nur Gott, deine Kommiliton:innen verstecken Bücher vor dir und ja, die Siegelringrate ist hoch

Physik

Neulich bei den Nerds ... Wer nur dank Sheldon Cooper hier ist, der kann gleich wieder gehen. Wenn du die Physik überleben willst, lässt du das Leben links liegen und konzentrierst dich auf Altklausuren.

Niemand hat im Bologna-System Zeit, wirklich zu verstehen, wofür es geht. Man mogelt sich durch und entwickelt ganz nebenbei einen gewaltigen Minderwertigkeitskomplex.

Wer sich noch traut, in einer 600-Leute-Vorlesung eine Frage zu stellen, der weiß nur noch nicht, dass er nichts weiß. Dabei kann ja nicht einmal der Prof den Lagrange-Formalismus auswendig herleiten.

Es wird Zeit, dass die Physik ihre Erstis nicht mehr maßlos scheitern lässt. Ein so krasses erstes Semester siebt vielleicht aus, aber es zieht auch eine Generation von Wissenschaftler:innen groß, die entweder an Größenwahn oder an Impostor-Syndrom leiden. Immerhin lassen sich mit den in Theorievorlesungen aufgeschnappten Wissensfetzen ganz wunderbar nerdige Witze reißen. (lhf)

Soziologie

Studierst du wirklich Soziologie, wenn du nicht wenigstens einmal in deinem Leben gefragt wurdest, ob es dir nichts ausmacht, später als Taxifahrer:in zu arbeiten? Die Soziologie ist doch in Wahrheit sowas wie die Urmutter der Taxiwitze. Wenn man manchen Kommiliton:innen in der Mittagspause bei ihren pseudo-tiefgründigen philosophischen Gesprächen zuhört, bekommt man glatt den Eindruck, es wäre tatsächlich sinnvoll, einen Personenbeförderungsschein zu beantragen. Außerhalb des Studiengangs weiß wohl auch niemand, was damit gemeint ist. Doch dafür gibt es bei der Studienberatung leider keine Ansprechpersonen. Also stellt man sich tapfer den Fragen von Familie, Freund:innen und Bekannten, was man denn mit Soziologie überhaupt anfangen könne. Und man hofft natürlich, dass kein weiterer „Lässt es lieber“-Artikel im *ruprecht* deine persönliche Existenzkrise noch mehr aufrollt als Niklas Luhmann. (emb)

Wo es bei Vorstellungsrunden in der Germanistik „Mein Hobby ist Lesen“ heißt, ist es in der Anglistik das „Ich war Au Pair in Australien“. Auch wenn wir uns auf Deutsch unterhalten, bestehen etwa 65 Prozent unserer Unterhaltungen aus Anglizismen – und wir merken es nicht einmal. Da nicht jede Lisa Anglistik studieren kann, wird nach der Aufnahmeprüfung direkt noch einmal ausgesiebt. „Tense and Aspect“ nennt sich der berühmte Kurs, der jedes Semester Aupairs, Work and Traveller und Vielflieger:innen in Angst und Schrecken versetzt. Hat man die Sprachpraxis gemeistert, ist man bibelfest – womit Harry Potter gemeint ist. Und dann gibt es noch Raum 333: früher beliebter Ort für Tutorien und „Creative Writing“-Kurse, heute bekannt als Asbesthöhle der Anglistik. Dass die 333 in der Numerologie die Stunde des Teufels ansagt und gleichzeitig eine Engelszahl ist, die Glück, Wachstum und Lebenshöhepunkte verspricht, ist sicher Zufall. Zum Glück glauben wir nicht an Esoterik. PS: Welchem Hogwarts-Haus gehörst du an? (dar)



Alles nur Fassade: Mathe ist gar nicht so schön.

Foto: Till Gonser

Keine Arbeitslosigkeit, keine böse Zentralbank, kein räuberischer Staat und es wird nur so viel produziert wie jeder: braucht.

Es ist doch so schön simpel. Man baut ein nettes Diagramm, zeichnet ein paar Achsen, Gleichsetzen et voilà: ein Gleichgewicht! Ach, wie gut, dass wir unsere Annahmen haben. Eine angenehme Auszeit von den schlimmen Übeln unserer modernen Welt.

Willkommen in der Volkswirtschaftslehre. Wenn du fancy klingen willst, nenn es Economics. Du fragst dich vielleicht, was hinter dem homo oeconomicus und seinem Grenznutzen steckt, ob es da Denkschulen gibt oder bestimmte Ideologien, wie man es von anderen Studienfächern kennt. Aber wieso?! Ist doch alles reine Mathematik. Schau doch, unser schönes Diagramm von vorhin...

Lasst es lieber? Überleg zumindest nochmal gründlich, bevor du dich für ein Studium der Neoklassik, äh..., „VWL“ heißt das natürlich, entscheidest. Wenn es doch nichts wird, gibt es da noch ein nettes Fach, das so ähnlich klingt. Da kann man sogar später mal Geld verdienen... (jbr, mvk)

VWL

Jura

„Wenn Sie Gesetze und Wurst mögen, sollten Sie niemals bei der Herstellung von beidem zuschauen“, bashte schon Bismarck. Ähnlich verhält es sich mit der Herstellung künftiger Jurist:innen. Die Wahrheit über das Studium der Jurisprudenz?

Langwierig, undankbar, kräftezehrend. 18 Punkte bekommt nur Gott, deine Kommiliton:innen verstecken Bücher vor dir und ja, die Siegelringrate ist hoch. Da wundert sich die psychosoziale Beratungsstelle natürlich nicht, wenn wieder ein Juri hereinspaziert...

Das juristische Seminar ist ein sturzgefährdet und die Hitze dort führt zu Schweißflecken im ohnehin cringen Old-Money-Look-Polohemd. Eure Vermieter:innen hassen euch, wenn ihr zum fünften Mal eine Klausel eures Vertrags hinterfragt. Außerdem sind die Semesterferien, die anderer Fächer anscheinend haben, tatsächlich eine ganz nette Erfindung. Und zu guter Letzt: Heidelberg hat, ganz dem Ruf der ältesten Universität Deutschlands entsprechend, keinen fortschrittlichen Bachelor of Law. Ergo: Wer am Ende durch das Staatsexamen fällt, steht da mit dem Abitur und im besten Fall einem Führerschein. Noch Fragen? (alh)

Ich studiere zwar nicht Mathe, aber eine einzige Vorlesung mit den Mathematiker:innen hat mir gezeigt, warum man das vielleicht lieber lassen sollte. Hat ein Professor keine Lust, etwas zu erklären, wird die Wunderformel gezogen: Beweis trivial. Höhere Semester haben nicht mal mehr die Energie, darüber frustriert den Kopf zu schütteln. Wer Mathe studiert, der leidet: unter kurzen Bibliotheksöffnungszeiten, zu wenig Tutor:innen und zu viel Frakturschrift.

Das Einzige, was für einen kurzen Moment die Tortur des Studiums vergessen lässt, ist, wenn man unter einen Beweis ein kleines Quadrat setzen kann. Mir wird sich nie erklären, warum manche so viel Schönheit im Beweisen erkennen, dass sie immer damit weitermachen. Und auch, wenn meine Beweisführung hinsichtlich der Qual des Mathematikstudiums mehr als löchrig erscheinen mag, wissen wir doch alle: Der Rest des Beweises ist trivial. Quod erat demonstrandum. (lhf)

Mathematik



Der schwarze Block im INF.

Foto: Till Gonser

Lass es lieber... bei uns lernst du wirklich was!



ruprecht

Heidelberger Studierendenzeitung

Lern uns kennen!

20. Mai, 13–17 Uhr, Albert-Ueberle-Str. 3–5

Es gibt gratis Kaffee und Kuchen